

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Landhaus am Rhein

Roman

Auerbach, Berthold

Stuttgart, 1869

Dreizehntes Buch

[urn:nbn:de:bsz:31-241681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241681)

Dreizehntes Buch.

Erstes Capitel.

Die Gärtner harkten den Boden der Fußwege auf, banden niedergetretene Sträucher in die Höhe, entfernten die geknickten ganz; selbst die Stallknechte halfen heute im Garten arbeiten, und im Hause waren die Glaser beschäftigt, neue Spiegelscheiben einzuziehen. Wenn die Herrschaft erwacht, soll möglichst wenig von dem nächtlichen Tumult bemerkt werden.

Seit der Rückkehr aus der Residenz empfand Branden eine Aufreizung, die sich immer mehr gegen Erich kehrte. Schon bei der Ankunft des Fürsten Valerian war er tief empört, daß sich Alles sofort nach dem Zimmer Erichs zog, wie wenn Erich der Mittelpunkt des Hauses wäre. Das darf nicht so bleiben, sagte er sich; der Lehrer muß wissen, wer er ist. Nun hatte sich aber durch den Tumult diese Lehrersfamilie wieder neu in Ansehen gesetzt; die erbärmliche Canaille hatte sich ja von einem alten Weibe beschwichtigen lassen.

Branden war ingrimmig durch den Park gegangen; er hoffte Manna zu begegnen; er wollte Entscheidung.

Manna kam nicht. Er sah Fräulein Perini, sie war allein, er begrüßte sie; sie sprachen von dem Tumult. Fräulein Perini sagte nun, sie sei zum ersten Mal irre an der Art, wie sich Baron Branden verhalte, sie begriffe nicht, warum er noch zögere und sich hinhalten lasse; Manna werde von diesen Dournay's umgarnt und er müsse sie befreien. Sie lobte ihn indeß, daß er unerschütterlich zu Sonnenkamp halte, er solle seine Macht benützen, um diesen jetzt dazu zu bringen, daß er all das Besizthum aus der Hand gebe.

Es war ein schelmischer Blick, wie sie Branden betrachtete, und sie fragte ihn nun geradezu, ob er sich verbindlich mache, wenn er in den Besiz Manna's und all ihres Gutes käme, die Villa zum Kloster zu weihen. Branden zuckte die Achseln. Sie stachelte und reizte Branden, denn sie sah, daß er sie nur noch gering achtete, und sie wollte auch ihn verderben. Er sollte ihr das Versprechen geben, daß, wenn die Sache unwiderleglich sei, er diesen Herrn Dournay fordere und niederschiefe.

Fräulein Perini hatte einen sichern und festern Plan, den sie nach den veränderten Umständen in aller Stille ausgearbeitet.

Herr von Branden war doch der Mann nicht, den sie und ihre Genossenschaft sich wünschen mußte, und dabei erschien es unzweifelhaft, daß Manna sich Erich zuneigte. Fräulein Perini war nicht so täppisch, das durch Einreden verhindern zu wollen, sie war zu klug, um nicht zu wissen, daß sie dadurch vielleicht eher die Neigung förderte. Manna sollte nur in Sünde ver-

fallen, sollte abtrünnig werden, dann kommt es viel besser. Branden schießt diesen Dournay nieder, oder dieser Dournay erschießt Branden; Beides gleich gut, denn in jedem Falle ist Manna dann verlassen, ihre einzige Zufluchtsstätte das Kloster und zuletzt ist Alles gewonnen.

Fräulein Perini heuchelte große Freundlichkeit gegen Branden, während sie ihn innerlich verhöhnte. Dieser sah betroffen drein. Und wieder tauchte eine alte Erinnerung auf; damals, als er mit Erich nach Wolfsgarten gefahren, damals hatte er das voraus gesehen. Sollte es wirklich eintreffen müssen? Er wich aus, er lehnte ab, ja er sagte, daß er dann ja gewiß Manna verloren habe. Fiele er selbst, so wäre es natürlich vorbei, tödtete er Erich, so würde Manna nie die Frau des Mannes werden, der einen andern um ihretwillen getödtet.

Fräulein Perini sah zur Erde, sie mußte ihr schelmisches Lächeln verbergen. Das war es ja, was sie wollte.

Die Beiden hatten so lange gesprochen, daß die Kirche zu Ende war und der Pfarrer aus der Kirche kam. Fräulein Perini ging mit ihm, Branden kehrte nach der Villa zurück. Er begegnete dem Doctor und Erich, die in eifrigem Gespräche mit einander wanderten.

Der Doctor war nach seiner alten Weise wohlgenuth, er setzte Erich auseinander, daß der frische Most, der so fröhlich eingeht und so vortrefflich mundet, nach der Behauptung der alten Leute eine wahre Cur sei, die den ganzen Körper neu aufbaue, und so trinken

denn die Leute in Lust und Bedacht auf Gesundheit zugleich, und die Krisis, die der Rausch des jungen Weines verursacht, sei in der That gut. So sei es jetzt auch mit diesem Tumulte; er habe gut gethan nach vielen Seiten hin. Der Zorn der Menschen in der Umgegend sei über die Linie hinaus gegangen und habe nun allen Rechtsboden verloren. Von dieser Seite sei nichts mehr zu fürchten.

Bald begegneten sie auch einer Gruppe von Männern; es waren Abgesandte aus verschiedenen Gemeinden, die Herrn Sonnenkamp versichern wollten, daß sie zu jedem Schutze für ihn bereit seien, er möge nur keine Klage über das Vorgefallene bei Gericht anhängig machen.

Der Doctor bat die Männer, wieder umzukehren, er werde vorläufig heute Herrn Sonnenkamp berichten.

Er ging mit Erich nach der Villa und sie waren nicht wenig erstaunt, die Professorin mit Manna bereits auf der Terrasse zu finden. Sehr heiter scherzte der Doctor über das Genie des Zufalls, das mehr vermöge als alle Wissenschaft; er erklärte die Professorin für vollkommen geheilt.

Er fragte, ob Gräfin Bella noch nicht da gewesen; er hörte, daß sie nur Herrn Sonnenkamp gesprochen und Niemand anders auf der Villa.

„Ich müßte mich sehr irren,“ erklärte der Doctor, „wenn nicht Gräfin Bella von nun an eine besondere Sympathie für den kühnen Herrn Sonnenkamp hätte; das entspricht ganz ihrem der Welt trotzen und dem Bizarren sich zudrängenden Wesen.“

Die Professorin, die doch von Bella tief gekränkt war, suchte die Meinung des Arztes über Bella zu berichtigen.

Erich schwieg, er staunte nur über die Beharrlichkeit, mit welcher der Arzt das eigenthümliche Naturell der Gräfin verfolgte und ausdeutete.

Der Doctor ließ Sonnenkamp fragen, ob er ihn sprechen wolle. Sonnenkamp ließ erwidern, er möge zuerst Frau Ceres besuchen.

„Wie sehe ich aus?“ hatte Sonnenkamp am Morgen sofort beim Erwachen, noch ehe er sich erhob, den Kammerdiener Joseph gefragt. „Wie sehe ich aus?“ hatte er wiederholt.

„Wie immer, Herr.“

Sonnenkamp ließ sich einen Handspiegel reichen, gab ihn zurück, legte sich wieder in die Kissen und schloß die Augen. Er verließ lange sein Zimmer nicht. Er hatte Joseph gesagt, daß er allein bleiben wolle. Draußen hörte er, wie die Wege geharkt wurden, wie Männer hin und her gingen; er wollte warten, bis die Spuren der Verwüstung draußen möglichst beseitigt waren.

Und die Hand auf den Kopf seines Jagdhundes legend, dachte er: zwei Popanze sind unsere ärgsten Feinde auf der Welt: die Furcht vor der That und die Reue nach der That. Mit diesen Quacksalbereien vergeudet man sein Dasein. Wer keine Zukunft fürchtet und keine Vergangenheit berent, der allein ist frei.

Ich will frei sein! rief er sich zu. In mir bin ich es, aber wo läßt man mich frei sein? Ich muß wieder

nach Amerika zurück. Nein, nach Italien, nach Paris, in neue Umgebungen. Aber die Kinder, die Kinder! Die sind mit Gedanken erfüllt, die sie heimatlos und elternlos machen. Das Beste ist doch, Du bleibst, verachtest die Menschen, deren Haß sich allmählig abstumpfen wird, und vielleicht gibt es auch etwas, um die Gemüther zu beschwichtigen, das wie Neue auszu-
sehen wird. Hat die Professorin gestern oder hast Du selbst von einem Ehrengericht gesprochen? Ja, das ist's! Wohlan, Welt, ich bin wieder ich selbst und weiter nichts . . .

Ueber Alles hinüber, was nun geschehen, erhob sich wieder in ihm die Erbitterung gegen Crutius.

Wie reißt der sich dort im Redaktionszimmer, wo das kleine Gasflämmchen brennt, nun die Hände! Wie wird er sich freuen, daß die Signalkrakete so alles Volk aufrief, wie wird der Tumult in den Zeitungen stehen . . .

Er klingelte und ließ Erich kommen; er erinnerte ihn, wie er damals die Dankbarkeit des Volkes und seine edle Art öffentlich verkündet, jetzt — er lachte über das Wort — solle er auch die Unart gehörig darstellen und jedem andern Bericht zuvorkommen und natürlich die ganze Sache als einen Uebermuth des brausenden neuen Weines bezeichnen; am Schlusse aber solle er hinzufügen, daß Herr Sonnenkamp — denn das war sein rechtmäßiger Name von Mutterseite her — etwas thun werde, was die öffentliche Meinung berichtigen und zufrieden stellen werde.

Erich wünschte zu wissen, was denn geschehen werde.

Sonnenkamp ersuchte ihn, nun die Sache ruhen zu lassen.

Wozu das?

Man stellt der öffentlichen Meinung etwas in Aussicht; es ist aber nicht nöthig, daß es in der That geschehe; die Menschen vergessen ja, was ihnen versprochen wird.

Als Erich eben davon gegangen war, kam der Hundewärter und rief:

„O Herr, sie ist vergiftet!“

„Wer ist vergiftet?“

„Das gute Thier, die Mara; in der Nacht, wie der Lärm da gewesen, haben ihr die schändlichen Menschen etwas gegeben, wahrscheinlich einen in Schmalz gebratenen Schwamm; sie wird jetzt sterben.“

„Wo liegt sie?“

„Vor der Hundehütte.“

Sonnenkamp ging mit dem Wärter nach der Umzäunung, wo die Hunde waren; dort lag Mara, neben ihr die gelöste Kette.

„Mara!“ rief Sonnenkamp.

Der Hund wedelte noch einmal, versuchte den Kopf zu heben, dann ließ er den Kopf sinken und verendete.

Es war ein kläglicher Blick aus dem Auge des Thieres.

„Begrabe den Hund, ehe Roland etwas davon merkt,“ sagte Sonnenkamp.

„Wo sollen wir ihn begraben?“

„Dort bei der Eiche. Zieh dem Hund aber die Haut ab, die Haut ist Geld werth.“

„Nein, Herr, das kann ich nicht. Ich hab' das Thier zu lieb gehabt, ich kann ihm die Haut nicht abziehen.“

„Gut, so grabe es mit der Haut ein.“

Er ging davon. Er wandelte lange im Garten umher und konnte sich doch nicht enthalten, endlich zu der Stelle zu gehen, wo der Hund eingescharrt wurde.

Er kehrte ins Haus zurück.

Die andern Hunde heulten, als wüßten sie, daß einer ihrer Kameraden verschieden sei.

Zweites Capitel.

Branden, der sich treu zu Sonnenkamp hielt, war oft voll Unruhe; aber er sprach nicht aus, was mit ihm vorging.

Sonnenkamp wußte durch Luz, daß Branden mehrmals Briefe mit großen Siegeln bekommen hatte, einen mit dem Siegel des Hofmarschallamts, einen andern mit dem Siegel des Kriegsministeriums. Er sah Branden fragend an, aber dieser blieb zurückhaltend, ja Sonnenkamp drängte ihn einmal geradezu, seinen Beistand nicht zu verschmähen, er sei doch in manchen Dingen klug, wenn er auch jetzt unklug gehandelt habe.

Branden erwiderte, das seien Dinge, die er mit sich allein ausmachen müsse; er hoffe, sie zu gutem Ziele durchzuführen. Er deutete an, daß auch die Welt der kleinen Residenz aus verschiedenen Parteien bestehe;

er bat aber dringend, ihm jede nähere Angabe zu erlassen.

Sonnenkamp nahm ihm das Versprechen ab, daß er sich in kein Duell einlasse, ohne ihm vorher davon Mittheilung gemacht zu haben.

Mit Widerstreben gab Branden das Versprechen und reiste ab

Während Erich noch bei seiner Mutter war, kam Sonnenkamp und sagte, er habe sehr Gewichtiges mit ihnen zu besprechen.

Erich und die Mutter erbebten. Weiß Sonnenkamp bereits? Er setzte sich indeß ruhig und begann:

„Edle Frau, Sie haben mir Großes geleistet, und nun lege ich in Ihre Hand, in Ihren Geist mein Schicksal und das der Meinen.“

Er machte eine Pause und fuhr dann fort:

„Schon am Sonntag, als ich nach der Kirche ging, wo der Bettler mir die Schmach anthat, hatte ich trotz meines Unglaubens den Vorsatz, einem Geistlichen zu beichten. Ich gestehe, Herr von Branden war nicht ohne Einfluß bei diesem Vorsatze, aber er stammte doch auch aus mir. Groß ist die Einrichtung der Beichte: Vergehen, die kein weltlicher Richter sühnen kann, löst und tilgt ein mit der Weihe begnadeter, empfindender, erwägender Mann, der den Beichtenden nicht kennt, nicht sieht und doch den zitternden Hauch seines Bekenntnisses vernimmt, ihm fern ist und doch so nahe.“

Die Mutter sah zu Boden.

Der Mann solcher Thaten vermag so zu sprechen!

Sonnenkamp empfand, was die Frau von ihm dachte, und er rief:

„Sie, edle Frau, Sie hinderten meinen Vorsatz.“

„Ich?“

„Ja, Sie, denn ich dachte mir es besser: In Ihr offnes Antlig wollte ich Alles sprechen und Sie hatten die Macht zu lösen und zu tilgen . . . aber, Sie haben sie auch nicht.“

Die Professorin athmete freier auf.

Sonnenkamp fuhr fort:

„Da haben Sie das Wort hingeworfen . . . da fand ich, was zu thun ist. In der neuen Welt, draussen in den Ansiedlungen, beruft man ein Schwurgericht von Nachbarn. Ich will nun ein Ehrengericht von freien Männern berufen, ihnen offen gegenüber stehen, sie sollen mich frei richten, ich will Schwurgericht und Beichte verbinden. Ich bin der europäischen Welt eine Sühne schuldig. Verstehen Sie, was ich meine?“

„Sie wollen einer Versammlung von freien Männern den Wahrspruch anheim geben?“

„Das ist's. Ich sehe, Sie begreifen mich vollkommen,“ sagte Sonnenkamp mit Ruhe, „und nun rathen Sie. Wen schlagen Sie vor zu diesem, wenn Sie es so nennen wollen, sittlichen Sühnegericht? Im Voraus muß ich Herrn von Branden ablehnen, er ist mein Sohn und kann nicht mein Richter sein.“

„Ich wüßte Niemand sofort und — ich bin noch zu schwach, dieses Besinnen und dieses Suchen und im Gedanken in der Welt Umhergehen thut mir körperlich weh.“

„So beruhigen Sie sich. Herr Dournay, Sie haben

Alles gehört, Sie haben doch?“ wiederholte er, da er den zerstreuten Blick Erichs sah.

„Wohl, wohl . . . Alles.“

„Und nun, wen würden Sie vorschlagen?“

„Zunächst Herrn Weidmann.“

„Weidmann? Er ist der Dheim meines ärgsten Feindes.“

„Aber er wird deshalb doch gerecht sein.“

„Er ist nicht ohne Urheberchaft an dem Zeitungsartikel des Herrn Crutius.“

„Davon ist er vollkommen frei, er hat den Fürsten Valerian ausdrücklich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß er das Verfahren des Herrn Crutius mißbillige.“

„Und wäre Herr Weidmann auch Ihr Feind,“ fügte die Professorin ein, „so müssen Sie gerade auch suchen, Ihre Feinde zu . . .“

Die Professorin suchte nach einem Worte, aber Sonnenkamp fiel ein:

„Sie sollen Recht haben, Sie sollen sehen, wie ernst es mir ist. Also Herr Weidmann. Und nun, wen weiter?“

„Den Grafen Wolfsgarten.“

„Ohne Widerrede, angenommen. Weiter!“

„Den Landrichter.“

„Auch angenommen, und den Doctor gebe ich Ihnen gleich drein; diese Herren sollen die weiteren Männer selbst wählen. Das ist wol das Beste. Jetzt aber, Herr Dournay, machen Sie sich bald auf den Weg, die Sache muß rasch bekannt . . . ich meine, ins Werk gesetzt werden.“

Als Sonnenkamp wegging, sahen Erich und die

Mutter einander fragend an. Was will der Mann mit diesem Gericht? Sie konnten es nicht finden.

Hätte man Sonnenkamp selbst gefragt, er hätte es nicht genau sagen können. Zunächst wollte er die Menschen durch etwas Neues in Athem halten, Zeit gewinnen, die öffentliche Meinung beschäftigen, vielleicht beruhigen. Er war selbst begierig, was sie für ein Urtheil fällen. Ob er sich ihm unterwirft, das wird sich finden. Er will nur etwas thun wegen seiner Kinder, zunächst wegen Rolands; er hat ihm versprochen, daß er etwas unternehme, damals, als der schwärmerische Jüngling von ihm verlangt hatte, daß er all sein Besizthum weggebe. Und wer weiß, ob bis zur Zeit, wenn das Ehrengericht zusammenkommt, nicht große geschichtliche Ereignisse eintreten. . . Er will die öffentliche Meinung gewinnen, sie muß sich beruhigen und betrügen lassen. Er war nach Europa gekommen, um sich, seiner Frau und seinen Kindern eine Ehrenstellung zu verschaffen; vielleicht ist das doch noch möglich. Er will eine Zeit lang den Neuigen spielen, warum nicht? Ist eine neue Art, während man bis jezt Alles verhehlt hatte. Und dann sollten diese ehrbaren verhochten Menschen sehen, daß sie nicht besser sind als er; sie haben nur nicht den Muth wie er. Jezt ist offener Krieg zwischen ihm und der Gesellschaft, er will Rache nehmen an diesen Tugendstolzen, deren Tugend doch nur in der Schwäche besteht.

Vielsältiges bewegte sich in seiner Seele; noch ließ sich nicht ein Einzelnes festsetzen, aber der Kampf lockte ihn. Er will wieder selbst inne werden, wer er ist.

Sonnenkamp nahm wiederholt das Gutachten zur Hand, das Bella ihm übergeben hatte. War diese Aushändigung nur ein Zeichen des Zerfalles mit ihrem Manne, oder ist es noch ein Weiteres für ihn selbst? Er las in der zierlichen Schrift; manche darin enthaltene Schärfen erlustigten ihn. Also auch dieser so feine Mann kann solche Keulenschläge führen! Ohne gerade auf Sonnenkamp unmittelbar angewendet zu sein, kam das Wort „Brutalität“ mehrfach in dem Gutachten vor. Der Herr Graf, dachte er vor sich hin, soll auch ein Gutachten erhalten, mit Keulenschlägen ganz anderer Art. Auch dazu sollte das sogenannte Ehrengericht dienen.

Die Frage, ob er bis zu dem Ehrengerichte sich vor der Welt verbergen oder gerade kühn herausfordernd sich zeigen solle, quälte ihn und dazwischen verdroß ihn diese weichliche Rücksichtnahme, die man in Europa nehmen muß, sobald man einmal in die Ehrenstraße eingelenkt hat.

Er wollte Luz nach Wolfsgarten schicken und überlegte lange, welchen Auftrag dieser zum Vorwand nehmen solle. Am besten ist es zuletzt, Luz macht sich eine beliebige Ausrede, nur muß er sich der Gräfin zeigen, sie wird ihm dann schon einen schriftlichen oder mündlichen Auftrag geben. Er gab ihm Geld für die Kammerfrau der Gräfin, wenn dies nöthig sei.

Zuletzt aber entschloß er sich, selbst nach Wolfsgarten zu reiten. Soll er sich dem aussetzen, daß Graf Clodwig ihn nicht empfängt? Gut, um so besser, er wird dann Bella allein sprechen.

Er ritt nach Wolfsgarten, und wie er erwartet, geschah. Clodwig ließ sich entschuldigen, daß er ihn jetzt nicht sprechen könne. Er ging zu Bella, sie schien erstaunt, daß er kam; er gab ihr zunächst das Gutachten wieder zurück, sie dankte für seine Vorsorge, aber sie war seltsam befangen; sie wurde aufgereggt, da Sonnenkamp ihr den Plan mit dem Ehrengerichte darlegte.

Wohlgemüth ritt Sonnenkamp wieder nach Billa Eden zurück.

Drittes Capitel.

Manna übergab Erich einen Brief des Professor Einsiedel. Der gute Mann hatte ihr in Karlsbad gesagt, daß er im nächsten Winter nicht lese; nun hatte sie ihn gebeten, da Erich so vielfach in Anspruch genommen sei, zu Roland nach Billa Eden zu kommen; es werde Allen dort ein willkommener Halt sein. Der Professor hatte geantwortet, daß er komme.

Manna erklärte, daß sie zunächst wieder ins Kloster müsse; sie halte es für ihre Pflicht, dort vor Allen ihre Umwandlung zu bekennen, sie wollte ein so Schweres nicht verschieben, sondern sofort auf sich nehmen.

„Bedenke nur,“ sagte Erich, „daß Du nicht mehr berechtigt bist, Dir Kasteiungen und Martern aufzuerlegen oder auferlegen zu lassen; Du darfst meine Manna nicht quälen oder quälen lassen.“

Manna sah ihn strahlenden Auges an, indem sie sagte:

„Ich will nur, daß die Seelen derer dort im Kloster durch meinen Austritt, den sie einen Abfall nennen müssen, nicht belastet sein sollen.“

Sie wünschte, daß Tante Claudine sie begleite, Erich aber fand es angemessener, daß sie mit Roland reise.

Manna ging zu ihrem Vater und sagte, daß sie nach dem Kloster wolle.

Sonnenkamp erschrak, er ward aber schnell beruhigt, da Manna hinzufügte, daß sie nur dorthin reise, um auf ewig Abschied zu nehmen, denn sie sei entschlossen, nie ins Kloster zu gehen. Aus all seiner Verzerrung leuchtete eine triumphirende Heiterkeit in den Mienen Sonnenkamps.

Manna hätte gern dem Vater sofort Alles bekannt, aber sie wagte es noch nicht. . .

Der Tag war nebelig und kalt, an dem die Geschwister und Fräulein Perini stromab fuhren.

Gegen Mittag drang die Sonne durch, die Nebel zerflossen und es hellte sich auf. Das Schiff schwamm zu Thal und schoß schnell dahin auf der hellen Fluth zwischen den sonnenbeschienenen Bergen, auf denen hier und dort noch geherbstet wurde. Die Reisenden standen und wandelten auf dem Verdeck und schauten wohlgemuth ins Weite, drunten aber in der Kajüte lag Manna mit geschlossenen Augen. Vergeblich mahnte Fräulein Perini, oben am Ausblicke und der freien Luft sich zu erfrischen; Manna bat, man möge sie allein lassen. Und so lag sie und dachte halb träumend, was Alles geschehen war mit den Andern und mit ihr selbst.

Der Confessionsunterschied zwischen ihr und Erich

ging wieder auf. Aber was blieb ihr? Untreu zu werden den frommen Schwestern oder hier gegen Erich . . . nein, das ist nicht mehr möglich. Sie hoffte, die große Seele der Oberin sollte ihr Beruhigung geben. Und so lag sie während der ganzen Reise im Halbschlaf versunken.

Roland stand beim Steuermann und ließ sich von ihm in der Lenkung des Schiffes unterrichten.

Fräulein Perini war nun doch froh, daß Manna verborgen geblieben, denn unter den Reisenden wurde hin und her gesprochen über Sonnenkamp. Die Sage ging, der Mohr des Fürsten habe Sonnenkamp mit beiden Händen in die Luft gehoben und die Treppe hinabgetragen, bis die Diener ihn befreiten und in den Wagen brachten.

Ein Agent, den Fräulein Perini kannte, sprach davon, wer wol das Landhaus kaufen werde; denn daß der Mann nicht bleibe, war entschieden.

Luz, der sich auf der Vorkajüte niedergelassen, mußte dort hören, wie die Händler, die das Obst von dem Obergärtner Sonnenkamps gekauft und nach dem Niederrhein brachten, einander erzählten, sie möchten keinen Mund voll von dem Obst haben, was dieser Mann gezogen.

An der letzten Station vor dem Inselkloster stiegen zwei Nonnen ein. Fräulein Perini kannte die Eine derselben, es war die Französin, die immer so scheu war. Sie ging mit den Nonnen in die Kajüte, wo Manna schlief. Sie setzten sich ihr gegenüber, nahmen ihre Gebetbücher heraus und beteten für die arme Seele, die hier im Schmerzensschlummer lag.

Manna schlug die Augen auf, sie sah verwundert drein, sie wußte nicht, wo sie war. Schwester Seraphine hieß sie in französischer Sprache willkommen und sagte ihr tröstend, sie solle, was sie erleiden müsse, geduldig über sich nehmen.

Manna richtete sich auf. So war die Kunde auch schon ins Kloster gedrungen! Sie ging mit Roland und den drei Frauen nach dem Berdeck; das Inselkloster wurde sichtbar. Alles war hell und glänzend. Manna hatte die Empfindung, als käme sie plötzlich wieder auf die Erde, und Alles sähe sie fragend an: Wo warst Du denn so lange?

Man stieg in den Rahn und fuhr nach der Insel. Wehmüthig sah Manna auf den schönen runden Sitz am Landungsplatz, das sogenannte Vogelneß, da hatte sie so oft mit Heimchen gegessen; jetzt lagen nasse welcke Blätter auf der Bank.

Sie ließ sich sofort bei der Oberin melden; sie erhielt die Antwort, sie möge vorher eine Stunde in der Kirche bleiben, und dann zu ihr kommen.

Manna verstand, was das sein sollte. Wußte denn die Oberin bereits ihre Abtrünnigkeit? Sie ging nach der Kirche, an der Thüre blieb sie stehen, sie ging nicht hinein, sie scheute sich wegen des Bildes darin; sie wußte, daß sie nicht anders kann, als zu demselben aufschauen, und doch darf das nicht sein. Sie kehrte um und ging hinaus nach dem Park. Sie hörte droben die Kinder scherzen, sie hörte singen, sie wußte, wie sie alle sitzen, sie kannte jeden Raum, jede Bank. Sie kam nach der Tanne, wo sie so oft gegessen, die Bank

unter der Tanne war nicht mehr da, auf dem Kniebänkchen, wo Heimchen gefessen, lagen welke Blätter. Zum Grabe Heimchens! sprach es in ihr. Sie kehrte um und ging am Kloster vorüber, es erschien ihr wie Empörung und Frevelthat, daß sie dem Befehle der Oberin nicht gehorcht. Sie kam in den Kirchhof. Auf dem Grabe Heimchens stand ein Kreuz mit der Inschrift in goldenen Buchstaben: Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft. Marcus 5, 39.

Wie? dachte Manna. Warum diese Worte hier? Sie sind ja in der Schrift von jenem Kinde gesagt, das auf dem Todtenbette wieder zum Leben erweckt wurde, nicht aber von einem Begrabenen.

Sie sank auf das Grab nieder und wirr gingen ihre Gedanken durcheinander; sie wußte nicht, wie lange sie hier gelegen, endlich faßte sie sich und kehrte nach dem Kloster zurück.

Sie wurde in das Ansprachzimmer eingelassen; noch mußte sie hier allein warten, die Bilder an der Wand schienen sich in die Ferne zurückzudrängen, wenn sie die Augen auf sie richtete.

Endlich kam die Oberin.

Manna eilte ihr entgegen und wollte sich ihr an den Hals werfen, aber die Oberin stand starr und wickelte die beiden Enden des hänsenen Gürtels um den Zeigefinger der rechten und linken Hand, so daß der Strich einschnitt.

Manna sank zu ihren Füßen nieder.

„Steh auf,“ sagte die Oberin streng. „Wir dulden hier keine Leidenschaftlichkeit. Das hast Du hoffentlich noch behalten . . . Warst Du in der Kirche?“

„Nein,“ sagte Manna sich aufrichtend.

Lange sprach die Oberin kein Wort, sie erwartete, daß Manna den Frevel erkläre; diese aber konnte nur schwer einen Ton hervorbringen.

„Ich bin hierhergekommen,“ begann sie endlich, „damit Sie, ehrwürdige Mutter, keinen Gram über meine Undankbarkeit in der Seele hegen. Sie haben groß an mir gehandelt, Sie haben . . .“

„Nichts von mir. Sprich von Dir.“

„Mein Andenken soll Ihnen keine Kränkung sein. Ich bin gekommen, um Sie zu bitten . . .“

„Was zögerst Du so lange? Sprich aus, was willst Du?“

„Sie bitten, daß sie an mein ehrliches Ringen glauben. Ich konnte nicht anders. Ich bin in die Welt zurückgekehrt, um mich zu prüfen . . . ich habe die Prüfung nicht bestanden . . . Ich kann nicht dem Leben entsagen . . . mein Leben ist nicht mehr mein eigen . . .“

„Ich mache Dir keinen Vorwurf. Es ist besser, Du bist die Gattin des Herrn von Branden.“

Manna bedeckte sich mit beiden Händen das Gesicht.

„Was thust Du? Was ist das?“ fragte die Oberin.

„Du bist doch nicht doppelt abtrünnig? Sprich! Habe ich noch ein Recht, Dich zu fragen? Hast Du noch eine Pflicht, mir zu antworten? Was soll das?“

In Manna kämpfte es. Darf sie Erich verleugnen? Nein. Und wenn alle Dualen über sie herabgerufen werden, sie bekannte sich zu ihm.

„Erich Dournay,“ sagte sie leise.

„Wie? Habe ich recht verstanden? Ist Herr von Branken tot?“

Treu und offen berichtete Manna Alles, was geschehen; sie stand aufrecht und ihre Stimme war fest. Als sie geendet, fragte die Oberin:

„Du bist also nicht gekommen, um Buße zu thun?“

„Nein.“

„Wozu denn?“

Manna griff sich an die Stirn und sagte:

„Habe ich denn nicht deutlich bekannt, daß ich mich nicht sündhaft fühle? Ich bin gekommen, um Ihnen Dank, innigen Dank zu sagen für das Gute, das Sie mir gethan, und damit mein Andenken Ihnen nicht ein Kummer sei. Sie selbst haben mir einst gesagt, es komme ein schwerer Kampf, den ich mit dem Leben kämpfen muß; ich habe ihn nicht bestanden, oder doch . . . Ich bitte nur, bewahren Sie mir eine friedliche Heimstätte in Ihrem Denken.“

„Das willst Du und jetzt noch? Ja, so sind sie, die Weltkinder! Die Selbstmörder verlangen noch ein geweihtes Grab. Du hast Dich selbst ermordet und erhältst bei uns kein Grab in heiligem Boden. Du streckst Deine Hand aus zur Versöhnung . . . Deine Hand wird nicht gefaßt.“

Eine dienende Schwester trat ein und brachte die Bitte von Fräulein Perini, daß sie zur Oberin und Manna eintreten dürfe.

„Haben Sie noch etwas?“ wendete die Oberin sich an Fräulein Perini.

„Ja. Hier steht Fräulein Manna, ich erinnere sie

vor Ihnen, würdige Mutter, an ein heiliges Versprechen, das mir Fräulein Manna abgenommen.“

„Ein Versprechen? . . . Ihnen?“

„Ja. Sie, Fräulein Manna, haben mir das Versprechen abgenommen, daß ich Sie mit allen Strafen und Banden festhalten solle, wenn je eine Abtrünnigkeit in Ihrer Seele Platz greife. Manna! ich habe es vermieden, Sie anzurufen dort im Hause der Wirrnis. Hier muß ich es. Ich kenne Ihre Seele, die, ohne Falsch, nicht an die Fallstricke glaubt, die man ihr gestellt. Der Augenblick ist entscheidend, rufen Sie Ihre reine Seele in sich zurück. Sie sollen nicht Nonne werden, aber Sie werden es nie ertragen, daß Sie der Kirche abtrünnig werden, und das jetzt, wo Alles Sie zurückführen müßte in das Eine, das ewig feststeht. Manna, hier liege ich auf den Knien vor Ihnen. Ich habe Sie geleitet, gelehrt, ich habe Sie im Herzen getragen — Manna! Sie tödten mich, Sie tödten sich, Sie tödten das Heiligste!“

„Ich bitte,“ sagte Manna, „bestürmen Sie mich nicht. Sie können kaum ermessen, wie weh es mir thut, auch Sie zu kränken. Ich wollte mich der Kirche widmen, ich glaubte, dort Trost zu finden, ich kann nicht mehr. Ich sehe ein — ich spreche es nicht gern aus — das Opfer ist nicht möglich . . . Ich will nicht durch Heuchelei entweihen, was Ihnen heilig ist, mir heilig war. Nicht Leidenschaft, nicht Leichtfertigkeit . . .“

„Genug, genug!“ unterbrach die Oberin. „Hast Du dem Pfarrer gebeichtet?“

„Nein.“

Die Oberin hatte sich abgewendet und sprach gegen die Wand gekehrt:

„Wir zwingen, wir binden Dich nicht; wir könnten es, aber wir wollen nicht. Geh! . . . Geh! Ich will Dein Antlitz nicht mehr sehen. Geh! Wehe, welch eine Hölle trägst Du in Dir! Die Spur Deiner Schritte hier soll verwehen . . . Nein, ich will nichts weiter sagen. Geh! . . . Ist sie fort? Du sollst mir nicht antworten. Liebe Perini, antworten Sie mir. Ist sie fort?“

„Sie geht,“ antwortete Fräulein Perini.

„Wo ist meine Schwester?“ hörte man plötzlich die laute Stimme Rolands.

Die Thür wurde gewaltsam aufgerissen; Roland überfah schnell, was geschehen, und rief:

„Du hast Dich genug gedemüthigt, komm mit mir!“

Er faßte Manna an der Hand und verließ mit ihr das Kloster.

Draußen sagte Roland, daß er es vor Angst nicht mehr ausgehalten; er habe gefürchtet, Manna wolle sich mißhandeln lassen und dies als Buße tragen.

„Und das darfst Du nicht, auch wenn Du es könntest, um Ericks willen nicht.“

Wie leuchtete das Auge Manna's, als sie in das glühende Angesicht Rolands sah!

„Es ist vorbei,“ sagte sie. „Eine Welt versinkt hinter mir. Es ist vorbei.“

Fräulein Perini blieb noch eine Weile bei der Oberin, dann folgte sie Manna nach. Sie faß mit ihr im Kahn; mit einem eigenthümlichen, heimlich flüsternden Ton sagte sie:

„Ich mußte das noch sagen, ich konnte nicht anders.“

Manna streckte ihr die Hand entgegen und sagte:

„Sie thaten nach Ihrer Pflicht, ich zürne Ihnen nicht. Verzeihen Sie mir.“

Manna wußte nicht, wie sie aus dem Kloster gekommen; erst als Roland sie umarmte, konnte sie weinen. Bei der Rückfahrt auf dem Schiff ging sie nicht mehr in die Kajüte, sie saß neben Roland und ihr großes dunkles Auge schaute weit offen in die Landschaft hinein.

Viertes Capitel.

Auf dem Wege nach Wolfsgarten begegnete Erich dem Major. Erich erklärte ihm, daß auch er zum Ehrengerichte gehören müsse. Der Major war ohne Zureden sofort bereit.

„Der arme Mann! der arme Mann!“ sagte er immer; „er war nicht offen gegen mich . . . sie war es aber auch nicht. Ich nehme es ihm nicht übel, sie war es ja auch nicht; es war das erste Mal in ihrem Leben. Sie“ — das war natürlich Fräulein Milch — „hat gewußt, daß ich es nicht ertragen könnte. Ich kann Vieles, ja, Kamerad, Sie glauben gar nicht, was ich Alles kann; aber Eines kann ich nicht; heucheln, mit einem Menschen verkehren, den ich nicht achte und liebe, das kann ich nicht. Daß der Mann Sklaven gehalten, habe ich ja gewußt und habe immer gesagt, wer mit Pudeln umgeht, kann sich der Flöhe nicht erwehren.“

Sollte man es wol glauben, daß der Mann so viel gutherzige Worte haben kann? Mit Ihnen, Kamerad, hat er ja gesprochen wie ein Weiser, wie ein Heiliger. Ich mit meinem dummen Verstand bringe es nicht heraus, und der Herr Weidmann hat mir auch nicht helfen können, warum die guten Kinder das Alles leiden müssen. Jetzt aber, nehmen Sie es mir ab, jetzt verstehe ich es; auf dem Wege ist mir's gekommen. Ich habe nicht viel gelernt, ich bin Tambour gewesen — ich erzähle die Geschichte schon noch einmal . . .“

„Ja, was haben Sie denn gefunden?“

„Recht so, sie erinnert mich auch immer, wenn ich durcheinander rede. Also sehen Sie, das Menschenkind wird, wie es in der Schrift heißt, in Schmerzen geboren, und der Menscheng Geist wird auch in Schmerzen geboren, in Noth und Elend. Das wissen wir Armen, und darum sind die Reichen und Vornehmen nicht recht auf der Welt. Ich meine . . . Sie wissen ja . . . Nun ist unser Roland auch neu geboren, wird erst recht ein Adliger. Der Fürst kann den Namen adeln, aber nicht die Seele. Verstehen Sie? So ist's. Unser Roland ist jetzt der wahre Adlige. Böses erdulden und Gutes thun, das ist der Wappenspruch, den er jetzt bekommen hat; der Wappenspruch steht auf keinem Ritterschild, aber sehen Sie, da drin im Herzen steht er, da wird er stehen. Er soll brav sein und er wird es, und jetzt erst recht, aller Welt und dem Adel besonders zum Troß. Jetzt wird der Wirbel geschlagen. Jetzt drauf und dran! Er ist exercirt, jetzt muß er aus sich selbst etwas machen und er wird's.“

Der Major deutete auf sein Herz, und seine Hand zitterte. Der zaghafte, im Worte so ungelentke Mann brachte zwar das Alles mit großen Unterbrechungen, aber mit Kraft vor.

Als Erich sich endlich vom Major trennen wollte, hielt ihn dieser noch fest und sagte:

„Nur das Eine nehmen Sie mir noch ab. Ich bin Tambour gewesen — ich erzähle Ihnen die Geschichte schon noch einmal — ich bin Officier geworden, und die Kameraden haben nicht geahnt, wie sie mich ehren, wenn sie heimlich — sie haben geglaubt, ich höre es nicht — mich den Hauptmann Trommelschlegel, oder auch kurzweg Schlegel nannten; ja, sie haben mich mit dem Hauptmann Schlegel geehrt, denn von damals an ist es mir klar geworden, ich selber habe mir es nicht so sagen können, aber sie hat mir es deutlich gemacht, sie kann Alles. Ja, so ist's. Wen das Glück zu etwas gemacht, der ist nur halb lebend; das Ungemach, das ist der heilige Geist, der spricht zu dem Menschen: stehe auf und wandle. Verstehen Sie mich?“

„Ja,“ betheuerte Erich, drückte dem Alten die tapfere Hand und ritt davon gen Wolfsgarten.

Aus dem offenen Fenster schrie der Papagei, als wollte er dem ganzen Herrenhaus verkünden, welch ein seltener Gast jetzt wieder einreite, denn Erich war lange nicht hier gewesen. Er glaubte, in dem Zimmer neben dem, wo der Papagei im offenen Fenster hing, die Gestalt Bella's gesehen zu haben, aber sie zeigte sich nicht mehr.

Er trat bei Clodwig ein. Er fand ihn zum ersten Mal niedergeschlagen; er mußte auch körperlich angegriffen sein, da er nicht, wie sonst immer, aufstand und den jungen Freund in seiner so formvollen als herzlichen Weise begrüßte.

„Ich wußte, daß Sie zu mir kommen,“ sagte Clodwig, schwer athmend, mit milder Stimme. „Wenn es eine geistige Wirkung in die Ferne gäbe, hätten Sie und Ihre Mutter vor Allem, in diesen Tagen fühlen müssen, daß ich bei Ihnen war. Herr Sonnenkamp war hier. Ich konnte ihn nicht annehmen. Hat er Ihnen davon gesagt?“

Erich verneinte und es war ihm auffällig, daß Sonnenkamp ihn zu den Nachbarn sendete, während er selbst eine Besprechung suchte.

„Und nun bitte,“ fuhr Clodwig fort, „ich bin etwas angegriffen, lassen Sie uns recht ruhig sprechen. Wir sind besleckt durch den Umgang mit diesem Mann; aber wir dürfen nicht an uns, wir müssen an ihn denken. Sehen Sie“ — er nahm ein Fläschchen auf — „sehen Sie, ich habe eine kindische Freude an diesem neuen chemischen Stoff; er sieht aus wie helles Wasser, und dient doch dazu, ein geschriebenes Wort ohne Radirung von einem Papier auszulöschen. Nun denke ich: sollten wir nicht auch sittlich so etwas finden können? Der Scheidepunkt der antiken und modernen Welt liegt doch darin, daß es in unserer Anschauung eine Vergebung der Sünden, oder nennen wir es eine Ausgleichung, geben muß.“

Das war der Punkt, auf welchen sich Erich sofort

hingewiesen sah; er legte den Plan des Sühnegerichts dar und forderte Clodwig zur Theilnahme auf.

Clodwig lehnte ab, da Herr Sonnenkamp, oder wie er heiße, ein Gericht von Pairs, Männer von gleichem Stande, oder vielmehr von gleichem Beruf haben müsse; er selber sei kein Pair des Herrn Sonnenkamp.

Er erzählte, wie er in diesen Tagen sich sehr für den Amerikaner bemüht habe, denn einige Hitzköpfe bei Hofe hätten ihn wegen Majestätsbeleidigung vor Gericht stellen wollen. Dem Fürsten sei das zuwider; er habe einen eigenhändigen Brief an Clodwig geschrieben, worin er ihm dankte, daß er von der Adelserhebung abgerathen. Clodwig hatte darauf dem Fürsten erwidert, er möge jede weitere Verfolgung gegen den Mann unterlassen, den man gereizt und zu Dingen verführt hatte, die ihm nicht zustehen.

Nochmals brachte Erich seinen Wunsch vor, daß Clodwig sich bei dem Gerichte theilnehmen möge.

Clodwig erwiderte:

„Ich werde nach Hof berichten, daß der Mann freiwillig ein Gericht herausfordert; es wird dort gut wirken, und Ihnen zu lieb“ — seine schlaffen Miene spannten sich, er fuhr mit der Hand über das ganze Gesicht, als müßte er den kummervollen Ausdruck daraus wegwischen — „ja, Ihnen zu lieb, weil vielleicht dadurch eine Lösung oder Klärung in Ihr Verhältniß zu diesem Hause kommen kann, möchte ich mich dem Anruf nicht entziehen.“

Man hörte Schritte sich dem Zimmer nahen. Clodwig

richtete sich rasch auf, und eilig die Hand Erichs fassend, sagte er leise und bestimmt:

„Gut, ich willfahre. Der Mann will ein Ehrengericht — es soll ihm werden.“

Clodwig hatte das eilig, wie auf der Flucht, hervorgestoßen, denn jetzt trat Bella ein.

In ihrem Gesicht war etwas Ueberwachtes und dabei gewaltsam Aufgereiztes.

Sie begrüßte Erich mit lateinischen Worten, und es war eine seltsame Empfindung, jetzt einen Uebermuth zu vernehmen, der gar nicht mit der gegebenen Lage und vor Allem nicht mit der offenbar bedrückten Stimmung Clodwigs zu vereinbaren war.

„Sagen Sie einmal,“ fragte Bella, „hatten Sie eine Zeit, wo Sie einen Gewaltmenschen wie Ezzelin von Romano bewunderten? Es liegt etwas Großes in solchen Gewaltnaturen, zumal gegenüber der Topfguckerei und kleinlichen Schönthuerei . . .“

Erich verstand nicht, was das sein sollte; er konnte nicht ahnen, daß Bella, gedeckt durch die Anwesenheit eines Fremden, Pfeile schoß, die ihr Ziel nicht verfehlten.

Clodwig schloß die Augen und nickte mit dem Kopf, dann öffnete er die Augen wieder.

„Ach ja,“ fuhr Bella in heiterem Ton fort, „gut, daß ich daran denke; ich wollte Ihnen eine Frage vorlegen. Sagen Sie mir: was würde Cicero, was würde Sokrates sagen, wenn er den Kain von Lord Byron läse?“

Erich sah verwirrt drein. Diese Frage war so über

alle Maßen bizarr, daß er nicht wußte, war das Hohn oder Wahnwitz; aber Bella fuhr fort:

„Hat Roland schon Byrons Rain gelesen?“

„Ich glaube nicht.“

„Geben Sie ihm jetzt das Buch. Das müßte wirken. Er ist auch ein Sohn, der das Recht hat, sich dagegen zu empören, daß sein Vater sich aus Eden vertreiben ließ. Wie das stimmt! Sind wir nicht eigentlich Alle Kinder Rains? Abel war ja kinderlos, folglich stammen wir Alle von Rain. Ein großartiger Stammbaum! . . . Und noch Eins, Herr Doctor. Haben die Gelehrten nie herausgebracht, welche Form und Farbe das Zeichen hatte, das Gott der Vater dem Majorats Herrn Rain auf die Stirne schrieb?“

„Ich verstehe Sie nicht,“ entgegnete Erich.

„Ich verstehe mich auch nicht,“ lachte Bella.

Es war ein unheimliches Lachen.

Dann fuhr sie fort:

„Ich habe, allerdings mit Hilfe einer Uebersetzung, Cicero über Freundschaft zu lesen begonnen; ich kam nicht weit, ich habe Byrons Rain vorgenommen; das ist doch das Schönste, was die moderne Welt hat.“

Noch immer fand Erich kein Wort der Erwiderung; er sah in das Antlitz Bella's, in das Clodwigs. Was geht hier vor? Und wieder begann Bella:

„Nicht wahr, die Sklavinnen, die die Römerinnen bedienten, mußten Pausbacken machen, wenn eine edle Matrone ihnen einen Schlag ins Gesicht geben wollte? Die Römerinnen waren keine sentimentalen Pensions-

pflänzchen, wie heute unsere Männer und Frauen. Wie geht es Fräulein Sonnenkamp?"

"Sie ist nach dem Kloster gereist," antwortete Erich mit gesenktem Blick.

Es ward ihm schweil, da er Bella auf die Frage nach Manna antworten mußte.

"Ich finde das sehr praktisch," setzte Bella wieder fort, "ich hatte eine andere Vermuthung, habe mich also geirrt. Ja, solch ein Kloster ist ein Schirmdach; das empfindsame Kind wird dort am besten ruhen, bis der Sturm vorüber. Was wird nun Roland anfangen? Was werden Sie beginnen und Ihre Frau Mutter?" fragte Bella so äußerlich, so fremd, so gesprächsam, daß Erich mit einer gewissen Art von Munterkeit erwidern konnte:

"Einstweilen behelfen wir uns mit der großen That, die so allgemein ist."

"Mit einer großen That?"

"Ja; wir thun einstweilen nichts."

Während des Sprechens mit Bella waren die Gedanken Erichs bei Manna im Kloster. Manna stand in dieser Stunde auch Menschen gegenüber, die ihr ehedem nahe befreundet gewesen; wie stellten sie sich nun als Feinde und Widersacher? Gewiß nehmen sie nicht den kalten, gleichgültigen Ton an wie Bella. Es war ihm, als müsse er schützend seine Hand ausbreiten über Manna, die jetzt niederschmetternde Worte hören, vielleicht gar eine Buße sich auferlegen mußte.

So nahm er in Verwirrung Abschied, indem er sagte, daß er zu Weidmann reiten wolle.

Wieder ritt er durch den Wald, durch den er damals zuerst auf dem Pferde Clodwigs nach Villa Eden geritten war. Wie ganz anders war das heute! Und auf Wolfsgarten — fühlte er — ging etwas vor, das er sich nicht enträthseln konnte. Wie waren ihm damals Bella und Clodwig glücklich erschienen, und was waren sie nun? Dieses bizarre Hin- und Herwenden Bella's, dieses Durcheinanderschütteln des Verschiedensten — sie muß Stunden verbringen, in denen sie ruhelos in Allem herumzerrt, und Clodwig ist dabei von einer Schwermuth und Bedrücktheit, die ihm seine freie Seelenkraft zu entziehen scheint.

31

Fünftes Capitel.

Es war bereits Nacht, als Erich auf Mattenheim anlangte. Die Familie Weidmann hatte, wie sie es nannte, ihre Winterresidenz bezogen, schöne helle Räume im obern Stock des Hauses, mit gewählten Bildern an den Wänden und mit geschmackvollen Kaminen, in denen offene Feuer brannten.

Frau Weidmann saß mit ihrer Schwiegertochter hinter dem Tisch bei der Lampe, während ihr Sohn vorlas; Herr Weidmann war in seiner Arbeitsstube.

Erich ging zu ihm; er fand ihn unter Kolben und Retorten in seinem chemischen Laboratorium.

„Ich kann Ihnen keine Hand geben,“ rief ihm Weidmann mit heiterem Ton zu. „Wir suchen eine

neue Entdeckung auszubeuten. Man hat gefunden, daß sich aus den ausgepreßten Trauben, aus den Tretern, eine Buchdruckerſchwärze bereiten läßt. Die Sache ſcheint gut, und unſer Freund Knopf macht wahrſcheinlich bereits ein Gedicht auf dieſen Artikel; er will, daß künftig alle lyriſchen Gedichte, vornehmlich aber die Trinklieder, nur mit der ſo bereiteten Schwärze gedruckt werden dürfen. Sehen Sie, hier kocht der neue Stoff. Aber es iſt beſſer, Sie warten im Nebenzimmer; Sie finden dort Zeitungen, die Sie ſehr intereſſiren werden. Ich komme bald.“

Erich ging nach dem Zimmer. Auf dem Tiſche lagen amerikaniſche Zeitungen.

Auf jedem Blatte zeigten ſich die gewaltigen, hocherregten Werbungen und Kämpfe zwiſchen den Republikanern und Demokraten; den letzten Namen hatten dieſenigen angenommen, die das Selbſtbeſtimmungsrecht der Einzelſtaaten in die äußerſten Folgerungen treiben wollten, vor denen die Staatseinheit nicht mehr beſtehen konnte; das eigentliche Ziel war zunächſt die Erhaltung der Sklaverei. Auf Seite der Republikaner dagegen vereinigte ſich Alles auf den Geiſt und den Namen Abraham Lincolns. Während der Tage, die man jetzt lebte, entſchied ſich die große Sache in der neuen Welt.

Wie wartet nun Sonnenkamp auf die Entſcheidung dieſes Kampfes, dachte Erich vor ſich hin.

Weidmann trat ein. Als Erich den Plan des Ehrengerichts darlegte, erklärte ſich Weidmann ſofort bereit; er ſehe zwar kein eigentlich feſtes Ergebniß voraus,

aber es könnte sich doch finden, jedenfalls würde man nähere Einsicht gewinnen und vielleicht die Stellung der Kinder bestimmen.

Raum hatten Erich und Weidmann in Ruhe zu überlegen begonnen, als auch der Doctor erschien. Er war bei einem Kranken in der Nähe gewesen.

Als er von dem Ehrengerichte hörte und daß man seine Theilnahme voraussetze, rief er:

„Glaubt Ihr in der That, daß er sich unserm Urtheilspruch fügen wird? Er will nur andere Menschen compromittiren. Er spielt mit Euch Allen und Sie, lieber Dournay, haben sich genug für diesen Mann eingesetzt; ich rathe Ihnen, lassen Sie es dabei bewenden. Sie wollen einen Mohren — nein, Sie wollen einen Mohrenhändler sich weiß waschen lassen.“

Der Doctor hatte sein weinfröhliches Lachen, als er dies ausrief, und wenn man ihn lachen hörte, konnte man sich nicht erwehren, auch mit zu lachen.

„Der Bursche gefiele mir ganz gut,“ fuhr er fort, „er wäre ein gesunder Bösewicht wie in der alten Zeit. Die heutigen Bösewichter genügen sich aber nicht, wie eine elementare Naturmacht zu handeln, sie wollen auch ein Attentat auf die Logik vollziehen. Wenn dieser Herr Sonnenkamp sich wirklich befehren wollte, so wäre das die verächtlichste Feigheit.“

„Feigheit?“ entgegnete Weidmann. „Wer kein gutes Gewissen hat, läßt sich leicht werfen und hat keinen ausdauernden Muth; er kann tollkühn sein, aber das ist nicht Muth.“

„Hoho!“ warf der Doctor ein. „Habe ich Ihnen

denn nicht schon gesagt, daß mir die ganze Aufgeregtheit zum Besten der Neger zuwider ist? Ich habe eine natürliche Abneigung gegen die Neger. Ich sehe nicht ein, warum meine Vernunft eine solche physiologische Aversion als Vorurtheil brandmarken soll. Ich wünschte, wir hätten mehr natürliche Aversionen, die wir uns von der sogenannten Bildung nicht rauben ließen. Wenn ich Fürst wäre, ich hätte den Mann geadelt. Ich würde ihm sagen: Guter Freund, nimm ein Bad, dann aber sei lustig! Am meisten ärgert mich, daß Professor Crutius dem Adel den Gefallen that, vorher seinen Artikel loszulassen. Konnte er nicht noch einen Tag warten? Sie mußten ihn bei sich haben, die Adelligen, und dann dran würgen. Wäre das nicht lustig?"

Der Doctor schien es darauf angelegt zu haben, der ganzen Sache ihre Schwerfälligkeit zu nehmen. Als er indes abreiste und Erich sich zu ihm in den Wagen setzte und sein Pferd hinten anbinden ließ, sagte er:

„Uebrigens bin ich bereit, und zwar um Ihres Glaubens willen. Sie glauben, daß durch eine einzige Willensanstrengung eine Vergangenheit gesühnt werden kann; und Sie glauben ernstlich, daß der Mann sich befehren will? Gut, Ihr Glaube soll mich, den Berg des Unglaubens, versehen. Wir wollen sehen.“

Erich erzählte, daß er auf Wolfsgarten gewesen. Er sah nur sein eigenes Gefühl bestätigt, wie der Doctor ihm sagte, daß der Widerspruch und das Unharmonische im Wesen Clodwigs und Bella's an einer Krisis angekommen sei.

„Bella,“ sagte er, „sucht Betäubung, und während

niedere Naturen sich in Brantwein berauschen, sucht sie sich in Byron'scher Poesie zu betäuben. Ich darf über Byron nicht sprechen, ich war einmal zu sehr begeistert von ihm, finde nun, daß diese Poesie nicht Wein ist, sondern . . . Doch, wie gesagt, ich bin ein Kezer, und zwar ein abtrünniger.“

Der Doctor wollte in alter Weise gegen Bella losziehen. Unwillkürlich sagte Erich, wie es ihm auffällig sei, daß der Doctor so gehässig gegen Bella sei, der er doch einmal eine Neigung zugewendet habe.

„Bravo!“ rief der Doctor laut. „Allen Respect! Ich bewundere diese Frau. Also sie hat Ihnen gesagt, daß ich ihr einmal den Hof gemacht? Vortrefflich! Genial! Das sollte bei Ihnen jede Bedeutung meines Urtheils vernichten. Wir Männer sind doch Stümper! Soll ich Ihnen etwas betheuern? Nein. Glauben Sie, daß ich von einer Frau, die ich auch nur eine Minute geliebt, oder an der ich auch nur eine Secunde Gefallen gefunden, je so sprechen würde? Ich sage Ihnen, diese Frau wird noch in der Welt von sich reden machen. Wie — was? kann ich nicht sagen, aber solch ein Erfindungsreichthum bringt es zu etwas.“

Erich war sehr mißgestimmt. Er hörte kaum, wie der Doctor erzählte, daß Pranden mit seiner Hoffstellung, mit der Adelskappe viel zu kämpfen habe, weil er sich nicht von Sonnenkamp losjage.

Als man im Thal angekommen war, nahm er von dem Doctor Abschied, band sein Pferd los und ritt nach der Villa zurück.

Im Zimmer Sonnenkamps war noch Licht. Erich

wurde heraufgerufen und berichtete, daß Alles bereitet werde.

Sonnenkamp fragte angelegentlich nach dem Befinden Clodwigs, Bella erwähnte er gar nicht.

Erich ging nach seinem Zimmer. Er stand lange am Fenster und schaute hinaus in die Landschaft.

Das Naturwalten dauert fort in aller Menschenwirrniß, und wohl dem Auge, das im Anschauen desselben sein Selbst vergessen kann.

Es war eine düstere Nacht, über den Bergen stand eine schwarze Wolke weithin gebreitet, da zog ein heller Lichtstreif am Bergesfaum herauf und stand zwischen den Bergen und der dunklen Wolke. Die Wolke wurde heller, der Mond kam herauf, die schwarze Wolke verschlang ihn und nun glänzte das Licht zu beiden Seiten der Wolke, oben und unten, aber die Wolke war noch dunkler als früher, rechts und links flatterten zerrissene Wolken, bleigrau.

Erich drückte die Augen zu und dachte in sich hinein.

In welche Wirrnisse ist er gerathen! Wie wird er Manna und sich herausretten? Treibt Sonnenkamp nur ein neues Spiel?

Als er wieder hinaussah, stand der Mond über der dunklen Wolke, die Landschaft glänzte im Mondenlicht, das auf dem Strome zitterte. Und wieder nach einer Weile war der Mond von einer schwarzen Wolke ganz bedeckt. Erich starrte lange vor sich hin, und als er aufschaute, war die Wolke verschwunden; glatt wie kaum angehauchter Stahl war der Himmel und ruhig glänzte hoch oben die milchweiße Kugel.

In sich gefestigt wirkt die Natur fort nach ewigen Gesetzen. Muß sich das nicht auch im Menschenleben so gestalten?

Erich dachte zu Manna, und das Gedenken an sie breitete sanftes Licht über Alles, wie jetzt der Mond hoch oben am Himmel die Erde mit Glanz füllte.

Sechstes Capitel.

Prandten kam zurück, er sah angegriffen aus; Sonnenkamp drängte, er möge ihm sagen, was vorgehe. Prandten legte zuerst einen Brief vor, worin ihn das Hofmarschallamt in vertraulicher Weise aufmerksam machte, wie es unthunlich sei, daß er als Kammerherr des Fürsten einem Mann angeschlossen bleibe, der nicht nur der Ehre verlustig sei, sondern sich auch gegen den Fürsten vergangen habe, so daß noch Verhandlungen darüber stattfänden, ob man ihn nicht der Majestätsbeleidigung anklage.

Sonnenkamp stieß ein eigenthümliches Lachen aus.

„Der Herr Cabinetsrath wird das wol nicht zugeben,“ murmelte er.

Er gab den Brief zurück und fragte, was denn der andere Brief enthalte.

Der sei noch entschiedener, sagte Prandten, und überreichte ein Schreiben des militärischen Ehrengerichts, in welchem er unter Androhung des Ausschlusses aufgefordert wurde, jede Gemeinschaft mit Sonnenkamp aufzugeben.

„Was wollen Sie thun?“ fragte Sonnenkamp. „Ich erkläre Sie frei.“

„Ich halte zu Ihnen,“ entgegnete Branden.
Sonnenkamp umarmte ihn.

„Ich troge Allen,“ rief Branden. „Hier aber ist noch ein Brief an Sie. Entschuldigen Sie, daß ich ihn nicht zuerst übergeben.“

Es war ein Brief des Cabinetsraths.

Das Schreiben, in sehr höflichen Ausdrücken abgefaßt, enthielt den Rath, daß Herr Sonnenkamp auf einige Zeit verreisen möge, bis man Gelegenheit gefunden habe, die Partei zu besiegen, die darauf dringe, ihn als Majestätsbeleidiger vor Gericht zu stellen.

„Wissen Sie, was der Brief enthält?“ fragte Sonnenkamp.

„Allerdings. Der Herr Cabinetsrath wollte ihn mir offen geben.“

„Was rathen Sie mir?“

„Ich stimme seinem Wunsche bei.“

Ueber die Wienen Sonnenkamps zuckte ein Schreck, aber er wehrte ihn ab.

„Also Sie sind auch der Meinung?“

„Ja. Aber bevor Sie auf einige Zeit verreisen, erlauben Sie mir, Ihnen ein Mittel anzugeben, wodurch Sie sich selbst und mir neue Ehre gewinnen.“

„Gibt es solch ein Mittel?“

„Ja. Ich habe Ihnen schon gesagt, es gibt noch eine mächtige Partei, die wird unser, und wir, oder vielmehr Sie, haben die Mittel, sie zu gewinnen.“

Nun erklärte Branden, daß er versprochen, in den

nächsten Tagen zu einer Versammlung zu kommen, die der Adel der Kirchenprovinz — die sich ja weiter als die Grenzen des Landes erstreckt — im Palais des Kirchenfürsten abhalte. Die Versammlung sei eine vertrauliche, man wolle Mittel und Wege berathen, durch Militärmacht dem Papste zu Hülfe zu kommen.

„Sie wollen doch nicht in das päpstliche Heer eintreten?“ fragte Sonnenkamp.

„Ich würde es,“ entgegnete Branden, „wenn ich nicht hier auf dem Posten stehen müßte, wo mich die Pflicht der Ehre und die Pflicht der Liebe festhält.“

„Schön . . . schön. Warum aber theilen Sie mir das mit? Ich bin ja nicht von Adel, ich gehöre nicht zu dieser Versammlung.“

„Sie gehören dazu und werden eine bevorzugte Stellung einnehmen.“

„Ich gehöre dazu? Ich werde eine bevorzugte Stellung einnehmen?“

„Ja. Ohne weitere Einleitung. Sie geben das Geld, um ein Regiment zu bilden; ich habe Bürgschaft dafür, daß Sie nicht nur unangegriffen, sondern mit Ehren dastehen sollen.“

Sonnenkamp rauchte langsam und blies Nullen in die Luft, die leicht zerflossen, dann sagte er:

„Also wenn ich das Geld gebe, kann ich hier in allen Ehren bleiben?“

„Es wäre besser, wenn Sie auf einige Zeit verreisten.“

Durch die Mienen Sonnenkamp's ging ein Frohlocken. Jetzt ist's noch besser. Man will ihm einen

Theil seines Besitzthums nehmen und ihn noch dazu fortschicken. Er sah sehr freundlich auf Branden und rief:

„Vortrefflich!“

„Also Sie stimmen bei?“ fragte Branden.

„Ganz vortrefflich!“ entgegnete Sonnenkamp.
 „Meisterlich! Man verkauft Schwarze, kauft Weiße dafür, die Weißen werden Schneeweiße, werden sogar Heilige!“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Kann wohl sein. Ich freue mich nur, daß die Welt so vortrefflich eingerichtet ist. Junger Freund! sehen Sie denn nicht, daß Alles nur auf Schein und Trug hinausgeht? Sie glauben, Sie seien dort ins Intimste eingeweiht, nicht wahr? Und man spielt auch mit Ihnen.“

„Vielleicht wo ich es am wenigsten erwarten dürfte,“ schaltete Branden ein.

Sonnenkamp legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Das hat nicht mein Freund Branden gesprochen. Aber ich verzeihe ihm. Man ist empfindlich, wenn man sich täuschen ließ. O, diese Gesellschaft hat die Meister! Mein junger Freund! Ich glaube, man lehrt auf Universitäten das, was man Tugend nennt, in einem System, man hat ein Moralsystem; man sollte doch auch einmal zeigen, wie Alles im Grunde gestellt ist. Wir wollen ein Lasterystem ausarbeiten und dafür einen Lehrstuhl an der Universität errichten. Tausende von Zuhörern werden uns zuströmen, und

wir allein können ihnen die Wahrheit sagen, was wirklich Wahrheit ist. Die Welt ist prächtig! Man muß mich zum Professor der Weltweisheit ernennen. Es wäre Zeit, daß die Moralschminke einmal herunter gerissen würde. Aber was hätten Ihre Freunde noch, lieber Herr von Branden, wenn wir das Geheimniß öffentlich machten? Ich kenne bis jetzt nur noch einen Menschen, den ich mit in die Facultät aufnehme, leider ist es eine Frau, aber wir müssen auch über dieses Vorurtheil hinaus.“

„Sie haben mir noch immer nicht gesagt, ob Sie auf den Plan eingehen . . .“

„Habe ich das noch nicht? Junger Vertrauensmann! Sie können noch nicht Professor werden. Ich möchte ein neues Rom gründen, wie einst das alte gegründet wurde, aus lauter Vagabunden, aus einem Volk von Zuchthäuslern; das ist das beste Volk, sind die eigentlich tüchtigen Menschen.“

„Ich begreife nicht.“

„Sie haben Recht. Wir wollen recht brav, recht bescheiden sein, recht sittlich und recht zärtlich. Junger Freund, ich werde mir auf andere Weise zu helfen suchen; die Mausfalle da von Ihrem Domdechanten ist in unserm Zeitalter der complicirten Maschinen viel zu primitiv. So wissen Sie denn ein für alle Mal, auf den in kirchlicher Salbe gebackenen Köder beiße ich nicht an. Ist meine Eigenheit. Ich habe auch meine Eigenheit. Nicht wahr, Sie erlauben mir auch einige Eigenheit?“

Branden wußte nicht, was das sein sollte; nur

das fühlte er, daß dieser Mann sich hochmüthig gegen ihn benahm.

Er richtete sich stolz auf und sagte:

„Verehrter Herr Vater, ich bitte, jetzt nicht zu scherzen.“

„Scherzen?“

„Ja. Ich habe mich Ihnen angeschlossen in einer Treue . . . Doch, das wollte ich jetzt nicht sagen. Ich muß nur bitten, daß Sie sich dem Plane nicht entziehen. Wir haben Verpflichtungen, große Verpflichtungen . . .“

„Schön . . . sehr schön,“ erwiderte Sonnenkamp. „Haben Sie schon überlegt, welche Uniform wir wählen? Werden wir ein Cavallerie-Regiment errichten oder Infanterie? Natürlich, Roland machen wir sofort zum Officier . . . Besser Cavallerie, er sitzt gut zu Pferde. Sehen Sie . . . verehrter Schwärmer, ich habe auch Phantasie. Wir reiten durch die Campagne, hei! das ist lustig! Und wir haben die besten neuen Waffen . . . ich verstehe etwas davon, habe viel nach Amerika geliefert, mehr als Ihr Alle wißt. Wie meinen Sie, wenn ich das ganze Regiment in Amerika anwerben würde?“

„Das wäre um so schöner.“

„Hahaha!“ lachte Sonnenkamp. „Morgentraum! Junger Freund! Man sagt, Morgenträume seien die süßesten . . . Vorbei! verflogen!“

Branden begriff nicht, warum Sonnenkamp den Vorschlag mit solchem Hohn zurückwies.

Sonnenkamp mochte ahnen, was in Branden vorging; er ging auf ihn zu und sagte:

„Ich habe nichts dagegen, daß Sie fromm sind, oder auch fromm thun, das ist mir gleich; aber, junger Freund, von meinem Gelde wird den Kutten nichts nachgeworfen. Manna möchte ein Kloster errichten, Sie wollen ein Regiment werben, und dafür soll ich . . . Lassen Sie uns nicht mehr davon reden. Seien Sie geschickt, betrügen Sie die ganze vornehme fromme Sippschaft, die da glaubt, sie sei die geschickteste. Junger Freund, Sie werden noch anderer Meinung werden.“

Sonnenkamp und Branden saßen noch lange beisammen; sie waren so zutraulich und hatten doch Beide das Gefühl, daß sie einander fremd waren. Denn das ist und bleibt: es gibt nur eine Einheit im reinen Streben; das ist die Liebe, die Alles bindet, die den geheimnißvollen Zusammenhang der Kräfte herstellt. Wo das nicht ist, ist jeden Augenblick Zerfall und Auflösung da; und die Auflösung aller Verhältnisse sollte bald in dies Haus einbrechen. Noch stand Alles fest, wie die Bäume in ihrem Grund, wie das Haus in seiner Fügung; aber Auflösung, Zerfall und Zerbröckelung nahte still.

Siebentes Capitel.

Dem Gebote der Wahrhaftigkeit folgend, hatte Manna ihre Liebe zu Erich im Kloster bekannt, sie war heimgekehrt ins elterliche Haus mit dem Ent-

schlusse, nun auch dem Vater Alles offen zu sagen. Sie fragte nach Erich, er war nicht da. Rasch entschlossen ließ sie sich beim Vater melden.

Bei ihrem Eintritt kam ihr Branden freundlich entgegen; ihr Herz pochte, sie war nicht darauf gefaßt, vor ihm und dem Vater zugleich ihre Liebe zu bekennen.

„Die Reise hat Dir gut gethan, mein Kind, Du siehst belebt aus,“ redete Sonnenkamp sie an.

Manna athmete freier, aber sie konnte noch kein Wort hervorbringen.

„Wie war es im Kloster?“ fragte Sonnenkamp weiter.

„Ich habe dort auf ewig Lebewohl gesagt.“

„Dank Dir, mein Kind, Dank! Du thust mir Gutes; das thut mir jetzt doppelt gut.“

„Herr von Branden,“ begann Manna, „ich wollte meinem Vater eine Mittheilung machen . . .“

„Und da wünschen Sie allein zu sein?“

„Nein, nein . . . nun ist es besser, daß Sie da sind.“

„Gewiß,“ bestätigte Sonnenkamp. „Du kannst mir nichts zu sagen haben, was nicht unser Freund mit anhören darf. Setz Dich.“

Manna setzte sich nicht, sie hielt die Stuhllehne krampfhaft in der Hand und sagte:

„Herr von Branden, ich wünschte Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen, daß Sie so treu . . .“

„Das wirst Du, das kannst Du,“ unterbrach Sonnenkamp. „Gut, wir brauchen Freude, Heiterkeit; jetzt ist Labung doppelt gut. Du bist mein starkes Mädchen . . . Reiche nun unserm Freunde die Hand.“

„Ich reiche sie ihm zum Abschied.“

„Zum Abschied?“ rief Sonnenkamp.

„Ich bitte,“ fiel Manna ein. „Herr von Branden, Sie sind ein Mann, den ich ehre und hoch halte; Sie haben sich meinem Vater treu erwiesen. So lange ich lebe, werde ich Sie schätzen und Ihnen Dankbarkeit weihen, aber . . .“

„Nun, aber?“ fragte Sonnenkamp.

Manna antwortete nicht ihm, sondern fuhr zu Branden gewendet fort:

„Ich bin Ihnen Wahrheit schuldig. Ihre Gattin kann ich nicht werden. Ich liebe Erich Dournay und er liebt mich. Wir sind vereint und keine Macht der Erde und des Himmels kann uns trennen.“

„Du, mit dem Lehrer, mit dem Protestanten, dem Sentenzenkrämer, dem Betrüger?“

„Vater,“ erwiderte Manna, sich hoch aufrichtend, ein Heldenmuth leuchtete aus ihren Augen, der sie größer und mächtiger erscheinen ließ, „Vater, ein Lehrer und ein Protestant ist Erich, das Andere spricht nur Dein Jorn.“

„Mein Jorn wird nicht mehr sprechen, Du kennst mich noch nicht. Ich setze mein Leben an diesen . . .“

„Das wirst Du nicht, Vater.“

Sonnenkamp wendete sich zu Branden und sagte:

„Verlassen Sie uns, Herr von Branden; lassen Sie mich mit meiner Tochter allein!“

„Nein,“ erwiderte Branden, „ich lasse Sie nicht allein; ich habe sie geliebt . . . ich habe ein Recht . . .“

„Hörst Du Manna, hörst Du?“ unterbrach Sonnen-

kamp. „Und solch einen Edelmann willst Du verstoßen? Sieh, wie verkehrt Dein Sinn ist. Sieh diesen Mann . . . diesen Mann verstoßen! Manna, Du bist ein Kluges, ein gutes Kind, Du hast eine große Seele, ich weiß . . . Reich' ihm die Hand, ich will gerne sterben, will Alles thun, was die Welt will, nur erfülle diesen meinen einzigen Wunsch.“

„Ich kann nicht, Vater.“

„Du kannst und wirst.“

„Glaube mir, Vater . . .“

„Dir glauben? Wer noch vor Kurzem so fest sagte: ich will Nonne werden, dem kann man nicht glauben, wenn er einen Vorsatz ändert. Du darfst Dir nicht mehr vertrauen, Du mußt Dich lenken lassen zu Deinem Besten, zu dem Besten hier, zu diesem unserm Freunde.“

„Vater, es schmerzt mich unsagbar, daß ich Dich und Herrn von Branden so kränken muß.“

„Und dafür soll ich all diese Mühe und Noth, soll die alte Welt und die neue Welt durchkämpft haben . . . und aus beiden Welten ausgestoßen . . . Ich dulde es nicht!“

Branden legte ihm die Hand auf die Schulter; die Drei standen einander gegenüber, Keines redete ein Wort.

Manna hielt ruhig den Blick ihres Vaters aus, und doch ahnte sie nicht, was wieder in diesem Blicke lag.

Mit großer Selbstbeherrschung sagte Sonnenkamp:

„Manna, ich zwinge Dich nicht; das aber verlange ich, daß Du diesem Lehrer entsagst.“

Manna horchte auf; es nahten sich Schritte, es klopfte an; ohne eine Antwort abzuwarten, trat Erich ein.

„Gut, daß Sie kommen,“ rief ihm Sonnenkamp entgegen. „Sie wissen, was Sie gethan an diesem Kinde, an mir, an diesem Manne . . . Nein, ich will ruhig sein . . . Sie sind in mein Haus eingetreten . . . Sie werden das Haus verlassen.“

„Ich werde das Haus verlassen.“

„Ich gehe mit!“ rief Manna.

„Nein, Manna, bleibe Du bei Deinem Vater.“

„Du . . . ! Manna . . . !“ schrie Sonnenkamp und wollte auf Erich los, aber Branden fiel ihm in den Arm und sagte:

„Herr Sonnenkamp, wenn Jemand mit Herrn Dournay hier einen Ausgleich zu verlangen hat, so bin ich es zuerst. Herr Dournay,“ fuhr er fort, gegen Erich gewendet, „ich habe Sie in dieses Haus gebracht, Ihnen ausdrücklich gesagt, in welchem Verhältnisse ich zur Tochter dieses Hauses stehe. Bisher hatte ich noch einen Grad von Achtung für Sie . . .“

Erich fuhr in die Höhe.

„Sie beleidigen mich unter einem Schutze, den ich, wie Sie wissen, nicht verlege.“

„Nicht so,“ entgegnete Branden; „Sie wollen mir die Waffen entwenden. Ein Götterschild deckt Sie, Ihr Leben ruht im Schutze von Fräulein Manna und macht Sie unverletzlich. Dies mein letztes Wort an Sie, so lange diese Lippen sich noch bewegen.“

Mit zitternden Händen tastete Branden an sich umher, dann zog er ein kleines Buch aus der Tasche und

reichte es Manna; seine Stimme war bewegt, als er sagte:

„Fräulein Manna, das gaben Sie mir einst, nehmen Sie es wieder; der Zweig liegt noch darin, er ist kahl. Wie dieser Zweig, vom Baume abgerissen, nie mehr ihm anwächst, so bin ich abgerissen von Allem hier.“

Er übergab das Buch und schloß:

„So, nun sind wir auf ewig geschieden.“

Er zog ruhig seine Handschuhe an und knöpfte sie zu, dann nahm er seinen Hut, machte eine Verbeugung und ging davon.

Manna faßte die Hand Erichs; die Beiden standen vor Sonnenkamp, der sie gläsernen Blickes anschaute, dann rief er:

„Wartet Ihr noch auf meinen Segen? Segen von mir? Geht — geht! Oder gelte ich nichts mehr, daß Ihr so starr bleibt?“

„Herr Sonnenkamp,“ begann Erich, „ich habe lang und schwer gerungen, bevor ich dieser Liebe mich hingab. Ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich nie etwas von Ihrem Besitzthum mein Eigen nennen werde; ich habe Kraft für mich und Manna.“

„Gut, gut; ich kenne die Predigten . . . Genug. An Sie hatte ich geglaubt, Sie hielt ich keines Vertrauensbruchs fähig. Es ist gut, es war meine letzte Täuschung.“

„Ich bitte den Vater Rolands und den Vater Manna's . . .“

„Sie haben nichts zu bitten, ich nichts zu ge-

währen. Sie verlassen das Haus. Noch ist dies mein Haus!“

„Vater!“ rief Manna.

„Nenne mich nicht so!“ rief Sonnenkamp. „Geh! geh! Ich will von Dir das Wort nicht mehr hören . . . Geh!“

„Vater! Vater!“

„Geh! . . . geh!“ herrschte Sonnenkamp.

Hand in Hand verließen Erich und Manna das Zimmer.

Sonnenkamp saß allein, er freute sich fast, daß er etwas Neues hatte, was ihn quälte, und mitten aus seiner Dual erhob sich ein gewisser Stolz, wie da das Kind vor ihm stand so muthig; das war seine Tochter, sein kühnes, unbeugsames Kind. Und weiter gingen seine Gedanken. Das Kind verläßt Dich, geht seinem eigenen Willen nach. Gut, mag sein . . . Wenn das zu Tage kommt, was er im Sinne hegt . . . Mag sein. Da Francken nicht sein Sohn werden konnte, ist sie im Schutze eines Mannes wie Erich doch geborgen. Vorbei! Aber Roland? Auch er mag zurückbleiben. Aber Frau Ceres? . . . Pah! die speißt man mit Kleidern ab, mit Schmuck und schenkt ihr ein Märchen, mit dem man sie einlullt.

Er ging in den Garten, in das Treibhaus, wo die schwarze Erde aufgehäuft war. Er zog wieder das sackartige graue Gewand an, er wühlte in der Erde und roch an ihrem Duft, heute schien er ihn nicht zu empfinden. Er riß das Gewand vom Leibe.

„Nie mehr!“ rief er. „Kinderei! vorbei!“

Er ging nach dem Obstgarten und half mit großer

Sorgfalt die Früchte abnehmen. Er gedachte der Tage, die diese Früchte zeitigten; vom Frühling an, da Roland genesen, der Fürst gekommen, die Badereise, die sonnigen Tage bis jetzt, die thauigen Nächte . . . Still fragte er: Wenn wieder neue Früchte kommen, wo wirst Du zu jener Zeit sein? Wo? Vielleicht unter der Erde. Dann wühlst Du nicht mehr in der schwarzen Gartenerde . . . dann —

Es ist ein Hohn, daß wir sterben müssen, und ein doppelter, daß wir vom Sterben wissen.

Wie verloren starrte er drein; auf dieser Stelle, wo ihm das jetzt durch den Sinn fuhr, hatte er ein Gleiches damals beim ersten Eintritte Erichs ausgesprochen. Was soll das jetzt?

Während er so dreinstarrte, kam Roland daher.

„Vater!“ rief er. „Wenn Erich das Haus verläßt, so gehe auch ich.“

„Gut, so gehe auch Du,“ sagte Sonnenkamp, ohne aufzuschauen. „Warum bleibst Du noch stehen? Geh! Ich halte Dich nicht.“

„Vater,“ sagte Roland mit zitternder Stimme, „Du bist jetzt . . .“

„Was bin ich? Willst auch Du mich beschützen, mich lenken? Ach, ich habe gute Kinder . . . prächtige Kinder! Sie sorgen für mich, sie stützen mich, helfen mir . . . Sieh her, Roland, ich kann noch allein gehen, ohne Stütze . . . Geh! geh mit Erich! geh mit Manna! Verlaßt mich Alle!“

„Vater! das willst Du nicht, das wollen wir nicht! Ich habe nur eine einzige Bitte.“

„So . . . Du hast noch eine Bitte?“

„Ich bitte, Vater, Du hast mir versprochen, ein Großes zu thun. Ich höre, daß Du ein Gericht zusammenrufst, ich danke Dir. Aber, Vater, verstoße Erich nicht . . . Komm mit . . . geh mit zu ihm . . . Sage ihm, daß er bleibe, daß Du ihn gerne Sohn nennst!“

Sonnenkamp lächelte.

„Siehst Du, Vater, ich weiß, Du nennst ihn gerne Sohn, er muß Dir ja viel lieber sein als Pranden. Wer kann sich denn mit Erich vergleichen? Komm, Vater! Er kann Dich ja nicht bitten, daß er bleiben darf . . . Komm Du zu ihm. Sei groß, Du kannst groß sein!“

Durch die Mienen Sonnenkamps gingen Strömungen verschiedenster Art. Mitten in dieser Verwirrung hat sich ihm das Herz seines Sohnes aufgethan, der Sohn wird diesen Augenblick nie vergessen und das gewaltthame Spiel, das er noch zu spielen hat, erscheint als Nachgiebigkeit, als Güte.

Ringt dieser Idealist mit ihm um den Besitz des Hauses und der Kinder und wird zum Sieger? Ist die Macht des Geistes, der Sittlichkeit doch noch größer als die des Goldes und der Gewalt, ja der natürlichen Bande?

Er triumphirte über sein Schicksal, das ihm mitten in aller Verzweiflung und Verwirrung die Heuchelei zur Pflicht macht. Er gewährt seinem Sohne als Bitte, was eigentlich still sein eigener Wunsch ist. Er kann und will jetzt Erich nicht fortschicken, um seines Hauses und der ganzen Umgebung willen nicht. Und wenn

etwas in ihm reift, was er sich noch nicht voll eingesteht, würde ja sein Haus ganz stützenlos. Er faßte die Hand Rolands und ging mit ihm nach dem Hause. Erich begegnete ihnen; Sonnenkamp sagte kurz, daß Alles vergessen und ausgelöscht sein solle.

Als er noch bei Erich stand, meldete Joseph den Notar; Sonnenkamp zog sich mit demselben zurück. Roland eilte zu Manna und zur Professorin ins grüne Haus und war voll Glückseligkeit, daß Alles wieder geschlichtet und geebnet war.

Achtes Capitel.

Die Tage auf Villa Eden waren dumpf und schwül, man lebte noch mit einander, aber aller Zusammenhang schien bereits gelöst.

Frau Ceres klagte, daß Branden sich nicht mehr sehen lasse. Als man ihr mittheilte, daß Manna die Braut Erichs sei, sagte sie nur: „Er ist schöner als Herr von Branden.“

Sie ließ große Kisten packen, aber im Geheimen, denn Sonnenkamp hatte ihr gesagt, daß sie bald abreisen, zunächst nach Italien, dann vielleicht wieder nach Amerika.

Zwischen Sonnenkamp und Erich fand ein gemessenes Verhalten statt; sie sprachen fast nur von der Einrichtung des Ehrengerichts, zu dem zwölf angesehene Männer — darunter auch Fürst Valerian, der Schwieger-

John Weidmanns und der amerikanische Consul — sich bereit erklärt hatten.

Eine neue Erquickung wurde Manna und Roland, da Professor Einsiedel ankam und im grünen Hause wohnte. Einsiedel und die Mutter Erichs waren nun diejenigen, an denen sich Alle erholten.

Sonnenkamp hatte mit dem Notar sein Testament aufgesetzt und dasselbe von den beiden Gehülfen des Notars als Zeugen unterzeichnen lassen. Er schickte viele Briefe ab und las Tage lang in den Zeitungen.

Der Tag des Ehrengerichts kam. Einer Einladung Weidmanns zufolge fuhr die Professorin nach Mattenheim, Roland und Manna begleiteten sie.

Die zwölf Männer trafen ein.

Zuerst kam Weidmann mit dem Fürsten Valerian und Knopf, dann Clodwig mit dem Banquier, der Doctor mit dem Landrichter. Professor Einsiedel stand beim Hundestall und unterhielt sich angelegentlich mit dem Krischer; er freute sich sehr an den guten Beobachtungen, die der Mann in der Hundezucht gemacht.

Der Major kam in voller Uniform mit allen seinen Orden geschmückt, und als er sah, daß Clodwig im schlichten Bürgergewande ohne irgend eine Auszeichnung gekommen war, dachte er ärgerlich vor sich hin:

Sie hat doch wieder Recht gehabt, ich habe aber gemeint, zum Ehrengericht — nun, es schadet in keinem Fall.

Sonnenkamp ließ sagen, daß er Niemand vorher begrüßen wolle, er werde sie erst sehen, wenn er zu Gericht vor ihnen erscheine. Er sah aber doch einen

der Ankömmlinge; Luß war der Vertraute, er führte Bella über die mit Glycinen bewachsene Treppe durch das Sämereienzimmer bei Sonnenkamp ein.

„Nur wenige Worte,“ rief Sonnenkamp ihr entgegen. „Weil ein Wesen wie Sie mit mir auf Erden lebt, darum will ich noch leben, darum will ich zeigen, was ein Mann ist. Hier in diesem Zimmer werde ich sprechen.“

Er geleitete sie durch das Sämereienzimmer wieder zurück; sie wußte, daß die Thüre offen blieb.

Bella ging voll Unruhe in der Villa umher, sie sah Lina, die mit ihrem Vater gekommen war, um Manna in diesen schrecklichen Tagen Gesellschaft zu leisten, aber sich nun gar nicht zu helfen wußte, da sie hörte, wie Alles in diesem Hause auseinander gefahren sei. Sie hat Bella, daß sie mit ihr nach dem grünen Hause gehe, wo Claudine allein zurückgeblieben war. Bella aber lehnte ab.

Lina ging zu Claudine und ward dieser zum wirklichen Trost, ja sogar zur Freude.

„Ach, sagen Sie,“ fragte Lina, „sind Neger und Mohren dasselbe?“

„Allerdings.“

„Ach, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie böse ich auf die Mohren und Neger bin. Ich habe ja nichts dagegen, daß sie frei werden, warum nicht? Aber sie hätten das früher oder später werden können; warum denn jetzt? Warum müssen sie mir meine schöne Brautzeit wegnehmen? Niemand ist zur Lustbarkeit aufgelegt, Niemand spricht von etwas Anderem wegen der Neger.“

Man trägt jetzt auch Ketten und nennt sie Chânes d'esclaves . . . Ach, ich habe Sie doch etwas fragen wollen — was war es doch nur — ja, jetzt weiß ich's. Sagen Sie mir, was macht man denn nun mit dem Teufel?"

„Warum denn mit dem Teufel?"

„Ja, wie soll man denn den Teufel abmalen, wenn er nicht mehr schwarz sein soll?"

Claudine mußte von Herzen lachen; in diesem eintönig düsteren Leben wurde man wieder daran erinnert, daß es noch Harmlosigkeit auf der Welt gibt. Sie willfahrte der Bitte Lina's, mit ihr nach der Burg zu gehen, auf der sie bis zum Nachmittage verweilten und oft hinunterschauten nach der Villa, wo „die Männer gar Absonderliches vorhatten,“ wie Lina sagte.

Sonnenkamp ging zu seiner Frau; er glaubte, ihr sagen zu müssen, was vorgehe. Sie erinnerte ihn höhnend an sein Versprechen, wieder nach Amerika zurückzukehren; sie wollte die Entscheidung nicht von Fremden abhängig sein lassen.

Er ließ Frau Ceres reden, denn Alles, was sie sprach, war ihm vollkommen gleichgültig.

Er begab sich in sein Zimmer zurück, wo bereits die Stühle gestellt waren, er stellte sich seinen Stuhl mit einem Tische davor an die Thür, die nach dem Sämereienzimmer führte, dann zog er sich zurück.

Neuntes Capitel.

Die Männer waren versammelt; Erich klopfte nach Verabredung an die Thür, sie schob sich zurück und wieder vor, Sonnenkamp trat ein, eine bläuliche Blässe lag auf seinem Antlitz. Er trat an den kleinen Tisch, wo zwei Hölzer zum Schnitzeln und das Schnitzmesser lagen; er stemmte die Hand auf den Tisch und begann:

„Geehrte Nachbarn!“

Er machte eine Pause, dann fuhr er fort.

„Sie sind auf meinen Anruf gekommen und schenken mir ein Stück aus Ihrem Leben, diese Stunden Ihr Denken und Empfinden. Ich erkenne diese Gabe. In der Prairie, im einsamen Blockhaus, rufen wir, um einen Menschen abzuurtheilen, von dem wir Unbill erfahren, die Nachbarn meilenteit von den einsamen Gehöften herbei, den Wahrspruch zu schöpfen und das Urtheil zu vollziehen . . . so habe auch ich hier gethan und so thun Sie hier. Sie sollen Urtheil fällen, Sühne bestimmen für ein Thun, das nicht in die Wagschale eines Gesetzesparagraphen geworfen werden kann. Ich werde Ihnen unverhohlen meine Vergangenheit darlegen. Es ist mir eine Befreiung, da Sie das Aergste bereits von mir wissen. Sie sollen sehen, wie ich von Kindheit an geworden, und dann urtheilen und bestimmen Sie. Ich habe in meinem Leben nie Mitleid gefühlt, so bitte auch ich nicht um Mitleid, ich bitte um Gerechtigkeit.“

Mit müdem Ton hatte Sonnenkamp begonnen, sein Blick war verfallen, bald aber wurde sein Ton lebendiger, seine Mienen gespannt, sein Auge glänzend.

„Ich erkläre also, daß ich mich der Sühne unterwerfe, die Sie bestimmen. Nur Gines bitte ich. Ein Jeder von Ihnen schreibt sein Gutachten, oder wie man es nennen mag, binnen sieben Tagen nieder und übergibt es zu Händen des Herrn Hauptmann Doctor Dournay, der unter Beiziehung zweier Anderen das Siegel lösen wird.

Ich trete nun einen Augenblick zurück, damit Sie unter sich erklären, ob Sie in solcher Weise das Amt vollziehen und sich einen Obmann wählen wollen.“

Er machte eine Verbeugung, es war etwas Theatralisches und doch dabei ernst Gefaßtes in der Art, wie er sprach und sich nun ins Nebengemach wieder zurück begab.

Die Versammelten sahen einander an, Niemand sprach ein Wort, Aller Augen waren auf Clodwig gerichtet, von dem man zuerst einen Ausspruch erwartete. Ruhig und leise sagte er:

„Herr Weidmann wird wol die Güte haben, das Amt des Obmanns zu übernehmen. Wir bedürfen dessen vor Allem zunächst zu unserer Vorbereitung.“

Ohne Weiteres nahm Weidmann das Amt an und erklärte, daß er mit Abfassung eines schriftlichen Urtheils einverstanden sei. Auch die Anderen waren bereit, nur sagte Professor Einsiedel, schüchtern beginnend, aber dann immer zuversichtlicher werdend, daß damit eine gemeinsame Besprechung zur Klärung und Feststellung des eigenen Urtheils nicht ausgeschlossen sein dürfte; denn wäre das, so würde die Gemeinsamkeit des Urtheils aufgelöst und es wäre überflüssig, daß

man zusammen hier sitze; der Eine würde dies, der Andere jenes bestimmen und Niemand könne bezeichnen, was vollzogen werden solle.

Auch diese Bestimmung wurde angenommen.

Der Landrichter erklärte, daß er nur gekommen sei, um vielleicht eine moralische Klärung bewirken zu helfen, denn eine andere könne es nicht geben. Herr Sonnenkamp sei Ankläger, Angeflagter und Bertheidiger in einer Person, er werde Verhältnisse darstellen, die in entfernten Landen vorgegangen und die man ihm glauben müsse, denn man habe Niemand ihm entgegenzustellen. Der Neger des Fürsten sei vielleicht der Einzige, den man ihm hier gegenüberstellen könne, schließlich aber habe man doch keinerlei Macht, um einen Urtheilsspruch vollziehen zu lassen.

Man mußte die Bedenken des Landrichters anerkennen und einigte sich dahin, daß nur eine moralische Klärung stattfinden könne. Der amerikanische Consul legte dar, daß er allerdings die Verhältnisse kenne, aber ebenfalls nur zur Abgabe eines sittlichen Wahrspruchs gekommen sei.

Erich wurde beauftragt, Sonnenkamp wieder in den Saal zu rufen. Als Erich in das Sämereienzimmer eintrat, glaubte er ein Knistern wie von einem seidenen Gewande vernommen zu haben. Weidmann theilte Sonnenkamp den Beschluß mit dem Zusatz des Professor Einsiedel mit. Sonnenkamp nickte einverständlich.

„Bevor ich nun beginne,“ sagte Sonnenkamp und faste lächelnd einen der Pföcke, „muß ich bitten, mir eine Gewohnheit zu gute zu halten, die ich leider nicht

lassen kann. Ich bin gewohnt, wenn ich allein in mir arbeite — und ich werde zu Ihnen sprechen, als wäre ich mit mir allein — zu rauchen oder zu schnickeln, oftmals Beides zugleich. Ich kann mich besser in mir fassen, wenn ich das auch jetzt thue.“

Er setzte sich, machte an den vier Ecken des Pflockes einen tiefen Einschnitt und begann:

„Wenn ich Ihnen meine Jugend erzähle, so will ich damit nicht, was ich gethan, auf die Verhältnisse, auf ein Verhängniß abwälzen. Ich bitte Sie, daß Jeder von Ihnen mich mit Fragen unterbreche, wo etwas unklar oder gegen meinen Willen verhüllt erscheinen sollte. Also:

Ich bin der Sohn eines der reichsten Männer in Warschau. Mein Vater hatte das größte continentale Geschäft in Holz und Getreide. Er zog, als ich sechs Jahr alt war, nach der großen deutschen Stadt, denn einstmals, als er einen Wald austrocken ließ, wurde mein älterer Bruder von einem Baum erschlagen. Meine Mutter starb bald darauf, sie liegt neben meinem Bruder in dem Dorfe, das dem Wald am nächsten ist, begraben. Ich hörte, daß ich eine Stiefmutter bekommen werde, es geschah nicht. Mein Vater — ich spreche offen von ihm, wie von mir selbst — mein Vater war der beliebteste Mann, er aber liebte Niemand und nichts. Wer zu ihm kam, dem gab er beide Hände, war zuvorkommend, innig, schwärmerisch; kaum aber hatte der Mann den Rücken gewendet, so sprach er verächtlich von ihm und Jedermann. Er war Heuchler aus Liebhaberei; er war es sogar gegen Bettler.

An meines Vaters Tische saßen die höchsten Staatsbeamten, Künstler und Gelehrte, sie wollten gut essen und mußten dafür unsern Tisch mit ihren Orden und Titeln decoriren. Wir gaben Gesellschaften und hatten keinen Umgang. Bei großen Gastmahlen im Hause, wo die besternten Männer und die Frauen mit entblößtem Nacken saßen, wurde ich zum Dessert hereingeführt, von Schooß zu Schooß gegeben, geherzt, geschmeichelt; ich bekam Eis und Confitüren. In irgend einer Trödelbude muß ein Bild von mir sein; ich bin da lebensgroß abgebildet mit gebrannten Locken und im Sammethabit. Der Hofmaler malte das Bild, aber es ist später mit unserem gesamnten Hausrath verkauft worden. Verwandte hatte ich nicht. Ich erhielt einen Privatlehrer, mein Vater wollte mich nicht in eine öffentliche Schule schicken. Ich wuchs heran und war der Abgott meines Vaters; er küßte mich immer heftig, wenn er mich zu sich kommen ließ. Mein Erzieher gab mir die Lehre, mich als Mittelpunkt aller Dinge zu betrachten und nichts nach den lieben Mitmenschen zu fragen. Das half mir mehr als er ahnen konnte.“

„Ich möchte fragen,“ erhob sich Fürst Valerian, „war Ihr Vater ein Pole?“

„Nein, ein Deutscher, wie meine Mutter eine Deutsche.“

Sonnenkamp hielt einen Augenblick inne, betrachtete die Gesellschaft, seine Schnitzerei und fuhr in neuem Tone fort:

„Das Beste ist, das sogenannte Gewissen abstumpfen; alle Menschen thun es, nur die Einen stümperhafter

als die Anderen. Die Welt ist nichts als ein Zusammenhang von Egoismen. Mit sechzehn Jahren war ich bereits in den Händen von Wucherern. Ich war Erbe einer Million, das war damals mehr als heutigen Tages sieben. Der Anwalt meines Vaters machte mit ihnen ab, und war das geschehen, so erneuerte ich ihnen ihre Wechsel; es freute mich, so viel Credit zu haben. Ich war leichtsinnig und blieb es. Ich hatte keine Liebe, ja, ich hatte keine Achtung für meinen Vater, der — es muß mit Einem Wort gesagt sein — der perfekteste Heuchler war, der je die weiße Halsbinde des Anstandes getragen hat. Mein Vater war aber ein ehrlicher Heuchler; Andere beheucheln sich selbst, schminken sich mit Idealität und reden sich ein, daß ihnen irgend etwas, was nicht Geld und Genuß ist, wirklich ernst und wahr wäre. Mein Vater war auch Philosoph, er sagte stets: Mein Sohn! Die Welt gehört dem, der sie erobert, durch Kraft, durch List; wer sentimental zuschaut, behält eben das Zusehen. Die beiden Großmächte der Welt sind Dummheit und Schlechtigkeit. Rechne stets auf diese und Du wirst nie fehl gehen. Manchmal sind Dummheit und Schlechtigkeit beisammen; dann verfallen sie den Gerichten. Willst Du gut durch die Welt kommen, so zeige bei den Dummen nie, daß Du gescheidt, bei den Schlechten nie, daß Du gut sein möchtest oder zu sein glaubst.“

Sonnenkamp kragte hastig an dem Pflöcke, den er in der Hand hielt; man hörte nichts als das Schaben des Messers, das jetzt die Spitze des Pflocks rundete.

„Nun ich das gesagt,“ begann er wieder, kann ich

ruhig fortfahren. Mit siebzehn Jahren war ich ein in alle vornehme Laster eingeweihter Wüßling. Ich war ein Taugenichts, aber vornehm und reich und darum höchst beliebt; dazu hatten mich Natur und Schicksal mit grausamer Verschwendung ausgestattet. Mein Vater bezahlte meine Spielschulden und auch andere. Er ging mit mir ins Ballet und dort lieb er mir seinen schärfern Operngucker, um die sylphidenhafte Cortini zu beobachten, die, wie er wußte, mir nicht fremd war. Ja, wir waren lustige Leute! Mein Vater wiederholte mir nur immer die Lehre: halte Dich nicht an Eine. Jeden Sonntag mußte ich heucheln und sagen, daß ich in die Kirche gehe; aber mein Vater wußte und hatte seine geheime Lust daran, daß ich ganz wo anders hinging. Unsere Equipage hielt allsonntäglich vor der Kirche, wo der frommste und vornehmste Geistliche celebrierte, und je am zweiten Sonntag fuhren wir nicht, sondern gingen; dann mußte auch unser Kutscher zur Kirche gehen. Unsere Livree mußte sich fromm zeigen. Mein Vater war Protestant und ich war meiner Mutter zu liebe Katholik. Ich kenne alle Confessionen. Ich überlasse es Anderen, zu beurtheilen, in welcher Confession die Heuchelei am besten ausgebildet ist.

Nun fragte es sich, was ich werden sollte? Auf dem Comptoir zu arbeiten hatte ich keine Lust. Ich hatte das Verlangen, Soldat zu werden, aber ich war nicht von Adel und wollte im Jockeyclub nicht blos geduldet und begnadigt werden. Ich ging nach Paris.

Was die Welt an tollen Genüssen bietet, habe ich

zum Uebermaß genossen. Die Menschen rühmen sich ihrer Tugend, die meist nichts ist als Schwäche ihrer Constitution; sie machen aus der Noth eine Tugend. Als ich genug gebraust, holte mich mein Vater ab. Ich lebte daheim, und was ich von sogenannter Tugend vor mir sah, war nichts als Feigheit und die Furcht, daß man gering angesehen werde. Tugendhaft sein, ist langweilig, tugendhaft scheinen, unterhaltend und nützlich zugleich. Alles, was man vollführen kann, ohne daß es gesehen und entdeckt wird, ist erlaubt; Hauptsache ist, daß man zur Gesellschaft gehört. . . Ich ging oft aus glänzenden Gesellschaften in elende Spelunken; das niedrige Laster schien mir verehrungswürdig. Wir waren stolz darauf, recht verruchte Gesellen zu sein. Das hatte einen poetischen Anstrich. Man muß nur einen Dichter wie Byron finden, der außerordentlich glänzend schildert, und Alles, was in niederen Sphären Laster ist, wird vornehmeres Abenteuer. Ich sah es, die ganze Welt ist in Anstand maskirtes Laster, und in Wahrheit ist es gar kein Laster, man nennt es nur so, man schreibt Gift auf die Flasche, damit das gemeine Volk sie nicht austrinke.

Ich weiß nicht, war es Zufall, oder hatte man das geschickt so angeordnet, ich wurde mit einem schönen Mädchen bekannt gemacht, frisch wie eine Rose. Einundzwanzig Jahre alt sollte ich ein solider Chemann werden. Alles glückwünschte mir, da ich, wie man es nennt, ausgerast hatte und ein respectabler Hausvater und Chemann sein sollte. Meine Braut schien ein schwärmerisches Kind, und noch heute verstehe ich nicht,

wie sie, wahrscheinlich von ihrer Mutter dazu angeleitet, über meine Vergangenheit mit mir scherzte. Warum ich das Kind heiratete, weiß ich nicht. Wie ich zur Kirche fuhr, wie ich zurückkehrte, wie ich eine Hochzeitsreise machte, Alles das war mir geschehen, als hätte es ein Anderer erlebt. Wir kehrten zurück und — die Sache ist schon so lang, ich weiß nur noch, daß ich eine frühere Liebe des holden Kindes entdeckte. Mich kränkte nur, daß ich verlacht wurde. Ich verließ sie, und noch während der anhängigen Scheidung starb sie und mit ihr ein zweites Leben.

Nun war ich wieder frei . . . Frei! das heißt doch nur, in Paris sein. Ich wollte mich im Genuß zu Grunde richten. Ich wollte mein Leben verschwenden, und jeden Morgen wuchs mir ein neues. Ich verachtete das Leben und warf es doch nicht von mir. Was bietet das Leben? Ruhm oder Reichthum! Das Erste konnte ich nicht verlangen, das Zweite stand mir frei. Mein Vater wollte mich knapp halten; ich spielte an der Börse, gewann bedeutende Summen und verlor sie wieder; ich hatte aber noch genug, um mich durch Hazardspiel flott zu erhalten.

Ich war in Marseille in lustiger Gesellschaft, als ich den Tod meines Vaters erfuhr. Der größte Theil meines Erbes wurde von meinen Gläubigern an sich gerissen, und weil ich keine Heimats-Erinnerungen haben wollte, schrieb ich dem Advocaten, daß er Alles verkaufen möge. Ein böses Wort ging um nach dem Tode meines Vaters. Es hieß: Ein Gutes kann man ihm nachsagen, er war besser als sein Sohn.

Man sagt, Gott und der Teufel ringen mit einander um die Herrschaft der Welt. Ich habe von diesen beiden Großmächten immer nur gehört, sie haben sich mir nie vorstellen lassen; aber ich wußte, zwei Dinge kämpfen mit einander: Arbeit und Langeweile. Man betäubt sich wie im Genuße, so in der Arbeit, im Fastnachtspufe der sogenannten Moral. Alles ist eitel, hat jener weise König gesagt; es muß heißen: Alles ist langweilig, öde, nichtig, ein endloses Gähnen, das nur im Todesröcheln aufhört. Ich habe die ganze Sandwüste der Langeweile durchlaufen; nichts hilft darüber hinaus, als Opium, Haschisch, Hazardspiel und Abenteuer.“

Wieder hielt Sonnenkamp inne und, jetzt sehr fein bohrend, sagte er:

„Sie sehen mich wol staunend an, daß ich Weisheit gebe? Sie ist eben so unschmackhaft, wie Ehre, Musik, Freundschaft, Ruhm — Alles schal. Die heutigen Götter, die kirchlichen, wie die weltlichen, sagen: wir wissen, daß ihr uns nur heuchelt; aber daß ihr uns heucheln müßt, ist doch noch ein Zeichen unserer Herrschaft. Und die sogenannte Freude an der Natur, an Berg und Thal, an Wasser und Wald, Sonnenglanz, Mondenschein und Sternensinken — was ist's? Lauter Illusion, ein Vorhang, um den Grabesmoder zu verhüllen. Was soll denn ein Mensch auf der Welt? Wissen, daß Millionen vor ihm gelebt, und nach den Sternen schauen? Stolz darauf sein, daß das Alles sich abspielt, wie der Leiermann seine auf die Walze gesetzte Melodie, so heute, so gestern, so morgen? Sie

sehen, ich hatte mich gut in meinen Byron eingelebt. Zum Unglück war ich weder ein Dichter, noch ein interessanter Seeräuber. Die Welt war mir zum Ekel. Mich tödten wollte ich nicht, ich wollte leben und Alles verachten. Mit Wahnwitz, wie um mich selbst zu verhöhnen, verspielte ich Alles, und jetzt kam das Lustigste.

Es war eine naßkalte Nacht, aber es that mir wohl, so vollständig gerupft über die Straße zu gehen. Da ging ich nun hin in dem Ameisenhaufen der großen Stadt; mein Geld hatte ich verspielt, meine Geliebte war mir untreu, und es war ein kluges, feines Männchen, das mir damals bei einer Flasche Sect bewies, daß ich ein Capital besäße, das ich nicht zu discontiren verstände; ich sei der geborne Diplomat. Ich verstand die Weise des Lockvogels beim ersten Piff. Sollte ich Diplomat sein, so spielte ich auch da. Neue Pferde, neue Diener, neue Geliebte, neue große Wohnung waren wieder mein; ich war attachirt, zu deutsch, ich war ein Spion. Ich hänge dem Worte kein moralisches Mäntelchen um, und lustig war das Leben. Endlich war es gefunden, jetzt hatte das Heucheln doch einen Zweck. Das Lob, das mir der Gesandte spendete, verdiente ich mehr als er wußte. Sie kennen das Institut der Rückversicherung. Ich hinterbrachte dem Gesandten die ergiebigsten Nachrichten und hatte dabei ein Nebengeschäft mit dem Polizeiminister, dem ich hinterbrachte, was ich von den Machinationen des Gesandten erfuhr. Der Gesandte gab mir falsche Nachrichten; wir wußten das, aber aus den falschen Nach-

richten konnten wir herausnehmen, was er in Wirklichkeit that. Und dieser Gesandte — er konnte sehr gut stilisirte Gutachten und Denkschriften abfassen — gab sich als Weiser, als höhere Natur, und ließ sich die Brust mit Orden schmücken aus meinen Rundschastereien, aus meinen Bestechungen, aus meinen Depeschen-Diebstählen. Dürfte man das vielleicht nicht etwa — ich weiß nicht, ob ich mich diplomatisch ausdrücke — in annähernder Weise Brutalität nennen?“

Er hielt an, fesselte seinen Blick auf Clodwig und wartete bis dieser aufschaute, dann fuhr er fort:

„Pfui! über einen Mann, der sich einen Menschen zum Sklaven hält, der einen Menschen zum Sklaven macht! Aber Ehre, Excellenz, Ehre auf Sie, der Sie einen Menschen zum Spion, zum Dieb, zum Verräther machen! O die Welt ist gar schön!“

Sonnenkamp machte eine Pause; er sah frei über die Versammelten hin und schien einen Anruf zu erwarten. Da keiner sich kundgab, fuhr er mit ruhigem Tone fort:

„Es kam ein Tag, wo ich entfliehen mußte.“

Der Landrichter erhob sich und fragte:

„Wollen Sie uns nicht sagen, warum Sie entfliehen mußten?“

„Einfach wegen eines Duells. Ich hatte die Wahl, auf fünf Pässe mit verschiedenen Namen zu reisen. Ich wollte vorerst verborgen leben, und man verbirgt sich am Besten, wenn man unter die sogenannten ehrlichen Leute geht. In Nizza wurde ich Gärtner. Alle meine Sinne waren stumpf; ich erschien mir wie todt, als

wäre ich mit meinen Gedanken nur noch der Begleiter meiner Leiche; da kam ich zu dem Gärtner. Der Geruch der feuchten Erde war das seit langer Zeit Erste, was mir wohl that, mich fühlen ließ, daß ich lebe. Es kräftigte mich. Die Maskerade gefiel mir; ich hatte guten Schlaf, guten Appetit. Die Tochter des Gärtners wollte mich heiraten. Ich hatte wiederum Grund, zu entfliehen. Ich hatte mir ein gut Stück Geld bei Seite gelegt, jetzt grub ich es aus. In Neapel begann ich ein neues lustiges Leben. Ich gestehe, ich war stolz darauf, allerlei Wandlung mit mir vorzunehmen; ich war wieder flott, bei Gesundheit und guter Laune. Ich habe leichtes Blut und geselliges Talent; die Welt war mein. Wohin ich kam, hatte ich Freunde — wie lange sie meine Freunde waren? So lange ich Geld hatte. Das war mir gleichgültig. Ich verlangte keine Treue, ich gab keine. Ich hatte einen Körper von Stahl, ein Herz von Marmor und unerschütterliche Nerven, ich kannte keine Krankheit und kein Mitleid. Ich habe manchen Reiz des Lebens empfunden . . .“

Er machte eine Pause; es war das einzige Mal, daß er während seiner ganzen Rede lächelte.

Dann fuhr er fort:

„Ein seltsamer Zug von Sentimentalität verließ mich aber doch nicht. Es war in Neapel. Wir fuhren in lustiger hunder Gesellschaft ins Meer hinaus und ich war der Lustigste von Allen. Wer kann sagen, was in einem Menschen vorgeht? Dort unter dem heiteren Himmel Italiens, mit lachenden, singenden, scherzenden Männern und Frauen, zog mir wieder durch den

Sinn: Was hast Du auf dem Festlande? Nichts. Doch ja . . . Eines; das Grab Deiner Mutter. Und aus dem lachenden, übermüthigen Italien reiste ich ohne Aufenthalt durch die Länder, sah nichts, immer weiter und weiter ging's nach dem traurigen, schmutzigen Polen. Ich kam in dem Dorfe an, das ich seit meinem sechsten Jahre nicht gesehen. Und so ist der Mensch — nein, so bin ich. Ich wollte mir den Schmerz nicht auferlegen, das Grab meiner Mutter zu sehen; ich schaute über den Zaun des Kirchhofs, aber ich ging nicht hinein und reiste zurück, ohne das Grab gesehen zu haben. So bin ich, so gut, oder so schlecht; ich glaube, es ist Beides dasselbe. Ich reiste durch Griechenland, durch Egypten, ich war in Algier, ich that Alles, um meine Lebenskraft zu zerstören; es gelang nicht. Ich habe eine eiserne, unzerstörbare Natur. Ich war in England, im Lande der Respectabilität. Mag sein, daß ich einen besonderen Blick habe, ich sah überall nichts als Maske, Heuchelei, Convenienz. Von dort schiffte ich mich nach Amerika ein.

Sie werden lachen, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich den Mormonen anschließen wollte, und doch ist's so. Diese Leute haben den Muth und die Ehrlichkeit, die Vielweiberei zum Gesetz zu machen, während sie in der ganzen übrigen Welt unter der Maske der Lüge besteht. Aber ich taugte nicht unter die Gesellschaft. So war ich bald wieder in Newyork, und da fand ich die Hochschule und den Olymp der Spieler; Stümper sind die Lebemänner von Paris und London gegen die Yankee's.

Es war schon damals Mode, daß man über die südlischen Junker loszog, aber ich habe unter ihnen wahrhaft heroische Naturen gefunden, von dem Stoff, aus dem sich das erobernde Rom aufbaute. Nur wer in Amerika war, kennt das, was sich Mensch nennt, in Wirklichkeit; da ist Alles rücksichtslos, ungebunden — nur in der Religion heucheln sie, das gehört zur Respectabilität.“

Professor Einsiedel erhob sich; Sonnenkamp wendete sich an ihn, ob er eine Frage zu stellen habe. Der Professor verneinte, und Sonnenkamp fuhr fort:

„Meine fünf Pässe waren noch immer gut; ich hieß hier Graf Gronau. Die Amerikaner lieben es, mit Adligen zu verkehren. Nach einer tollen Nacht erschoss ich einen Mann, der mich beleidigt hatte, auf offener Straße; ich entfloh und lebte eine Zeit lang mit den Pferdedieben in Arkansas. Es war ein lustiges Leben, abenteuerlich wie kein anderes. Der Mensch wird da zum Raubthier, und mein Körper hielt das Ungeheuerlichste aus. Ich verließ auch diese Genossenschaft und wurde Matrose auf einem Schiff, das auf den Wallfischfang auszog. Ich hatte in Algier auf Löwen und Leoparden geschossen, jetzt war ich auf der Jagd nach dem König des Meeres. Die ganze Welt ist doch nur dazu da, daß man sie einfange und niederwerfe.

Ich gewann bald Gewandtheit genug, um die Stelle als Steuermann zu erlangen, und da war es, daß ich geworben wurde. Das Letzte fehlte mir noch: Jagd auf Menschen. Es war zuerst ein Jagdabenteuer,

neu aufregend, anziehend. Wir haben Menschen eingefangen und Menschen eingehandelt; Muth und List waren in Thätigkeit und das Handwerk behagte mir. Viel Gefahr, viel Geld.

Auf Cuba war der Hauptstapelplatz für unsere schwarze Waare. Wir legten dem Generalsecretär Säcke mit Dublonen vor die Thür; das war das Zeichen, daß eine Ladung Neger an der Küste beim Landen war. Wir hatten unsere Buchten, wo wir landeten, wir mußten die Neger meilenweit ins Land hineintreiben, um sie dann wieder herauszuholen. Wir führten meist Knaben ein, keine älteren Männer. Ja, ich bin Sklavenhändler gewesen; man nannte mich den Seeadler, denn der Seeadler hat die feinste Witterung. Es war ein kühner und schöner Spaß. Ich habe auch den Häuptling geraubt, der mir seine Unterthanen verkaufte. Diese schwarzen sprechenden Thiere haben von den sogenannten Mitmenschen das, was sie vielleicht — ich sage vielleicht — gleichstellt; sie können heucheln, wie die weißhäutigen Menschen. Nach der ersten Raserei that der Häuptling sehr ergeben; aber eines Tages war ich mit meiner Ladung von einem englischen Schiff verfolgt. Ich hatte geglaubt, daß wir gefangen werden. Es geschah nicht. Aber in der Besorgniß, gefangen zu werden, hatte ich unsere ganze Ladung über Bord geworfen. Das gab Futter für die Haifische. Sie erwarten vielleicht eine Beschönigung, eine Rechtfertigung meiner Handlungsweise? Es war einfach mein Recht.“

Eine Bewegung entstand unter den Zuhörern;

Sonnenkamp achtete nicht darauf und fuhr mit gewaltiger Stimme fort:

„Hier ist der Finger, den der Häuptling mir abbeißen wollte; Sie wissen, wie er in diesen Tagen erschien. Von damals an ging ich nicht mehr zur See, ich ließ das Geschäft durch Andere ausführen, endlich gab ich es ganz auf. Ich hatte große Pflanzungen, und das Kind des Steuermanns, der auf dem Wallfischfang gestorben war, hatte ich mir erzogen und heiratete es. Mir behagte solch ein halbschlafendes, in allem Denken kindisch lallendes, oder eigentlich gedankenloses Wesen. Ich wußte damals noch nicht, daß es große, heroische, welterobernde Frauenseelen gibt.“

Diese letzten Worte sprach Sonnenkamp sehr laut. Er machte eine kurze Pause, dann fuhr er fort:

„Ich lebte still und ruhig, als vom Norden her die wahnwitzige Partei sich breit machte, die die Sklaverei aufheben will. Vor allem drängten sich meine deutschen Landsleute als großmüthige Menschenfreunde vor. Da trat ich heraus in öffentlicher Schrift und bekannte mich als Deutschen, um zu sagen, daß nicht Alle den Humanitätsschreiern gleichen. Ich zeigte, daß es Wahnwitz ist, die Sklaven befreien zu wollen. Die humanen Menschen wollen mit Wohlthätigkeit helfen, aber mit Wohlthätigkeit heilt man nicht das Elend der Welt. Die Werke der Barmherzigkeit, wie sie da sind, sind eitel Quacksalbereien; die einzig dauernde, wirkliche Wohlthat für die niederen Menschen ist die Sklaverei. Nichts Anderes sein wollen, als was sie sind, vom Herrn versorgt werden, das ist das Beste . . . für die

Schwarzen gewiß, für die Weißen vielleicht nicht minder. Herr Weidmann weiß, daß es vor Allem sein Neffe ist, der mein erbittertster Feind war.

In den Südstaaten war ich und die mit mir der Adel; wir sind die Privilegirten; es gibt privilegirte Stämme und in den Stämmen privilegirte Naturen. Die einzigen nach meiner Art ehrlichen Menschen, die ich kennen lernte, sind mir die Barone der Südstaaten, sonst war überall nur Heuchelei; es mißfiel mir zwar, daß auch sie ihre Sache mit Religion zudecken wollten, aber es war doch ein lustiger Spas, daß die Geistlichen sich bereitwillig zum Zudecken hergaben. Bald lernte ich aber auch diese südlichen Junker gering achten, sie halten Sklaven und sehen doch den, der Sklaven einführt und damit handelt, geringschätzig an. Das ist noch ein Rest aus der alten Heuchelei der Tugendherrschaft. Warum die natürliche, offene, unbarmherzige Herrschaft verleugnen? Warum bekennt man sich nicht offen zu dem, was man doch im Stillen thut? Weil die englischen Lordsanbeter die Sklavenhändler unter die Kategorie der Seeräuber stellen?

Die freien Männer des Südens sind selbst Sklaven eines Herkommens.

Nun kam es auch über mich. Da ich einen Sohn hatte, erwachte in mir eine Sehnsucht, die ich nicht besiegen konnte. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß mir in früher Jugend oft durch den Sinn ging: wäre ich ein Adliger, wäre ich mit meinem Muth und meiner Kraft ins Militär eingetreten, ich wäre vielleicht ein sogenannter ehrbarer Mensch geworden, eine Zeit lang

leichtsininig, dann aber mein Gut bewirthschastend, den Ehrenstamm meiner Familie fortpflanzend. Es ist ein Widerspruch, ich weiß es, daß ich die Welt verachte und doch nach Ehre strebte. Das stammte aus einem Jugendeindruck. Die einzige Sicherheit, daß Einem die Welt zulächelt, gibt Adel und Genie, sonst kommt man nicht über Mittelmäßigkeit und Duldung hinaus.

Ich sehe in der neuen Welt den Kampf kommen; Muth und Kraft ist auf unserer Seite; ein Gemekel ohne Gleichen wird kommen, aber wir werden siegen. Die Südstaaten wollen Unabhängigkeit, und ich habe in Europa für unsere Sache gewirkt. Wir lebten in England, in Italien, in der Schweiz. Eine Weile dachte ich daran, ein sogenannter freier Bürger der Schweiz zu werden. Aber ich haßte die Schweiz; sie duldet, daß der Fremde frei sei; will er aber ein Bürger des Staates werden, darf er kein freier Mann mehr sein, er muß sich betheiligen an all dem kleinen Getriebe. Wer nicht Geld verdienen und nicht fromm sein will — Beides läßt sich aber sehr gut vereinen — der taugt nicht in die Schweiz; da ist kein Hof, kein Adel, keine freie Gesellschaft, sie haben nur drei Dinge: Kirche, Schule und Hospital — alle drei sind mir gleichgültig. Ich wollte auch nicht stündlich unerreichbare Höhen vor Augen haben, das drückt nieder; darum ist es hier am Rhein so traulich und heimisch.

Für den freien Menschen ist und bleibt Deutschland das einzige Land. Da zahlt man seine Steuer und ist fertig. Ich kehrte nach Deutschland zurück, weil ich ein Leben gesellschaftlichen Glanzes für mich und

meinen Sohn erobern wollte. Die Achtung der Umgebung, der Mitmenschen, ist ein schöner Luxus, vielleicht der schönste; ich wollte ihn haben. Dazu klang es in mir beständig wie eine Melodie: ein Landhaus am Rhein . . . Das zog durch meine Kindheit, durch mein Mannesleben, das ist der sentimentale Zug meines Lebens, und der richtet mich zu Grunde.

Wenn ich mir die ganze Welt beschaut und mich fragte, wo lebt es sich am glücklichsten, dann mußte ich mir gestehen: das größte Vergnügen ist ein reicher Baron eines kleinen deutschen Landes zu sein, da hat man ein Leben voll Genuß ohne Pflicht, alle Ehren im kleinsten Kreise und alle Freude dazu. Ich habe mit Rothhäuten gezecht und gerauft und meine Kopfhaut war mehr als Einmal in Gefahr, zum Schmutz eines Indianers zu werden; ich wollte es nun auch mit den Rothkränen und ihrem Häuptling versuchen. Ich wollte nicht von der Welt gehen, bis auch das Hofleben mein geworden. Ich hatte mir eine Idylle geträumt, und nicht umsonst nannte ich mein Haus Villa Eden. Hier wollte ich still, mir selbst genügend leben, mit meinen Pflanzen, wie meine Pflanzen selbst; aber es riß mich doch wieder hinaus in die Welt durch den Gedanken an meine Kinder. Sie wissen ja, daß ich mich adeln lassen wollte. So. Nun bin ich eigentlich zu Ende. Aber —“

Er machte eine Pause und betrachtete das, was er geschnitten hatte, es war ein Negerkopf, der die Zunge aus dem Munde streckte. Mit einem scharfen Schnitt löste Sonnenkamp plötzlich Zunge und Mund ab, daß

sie ihm auf den Schooß fielen, dann fuhr er, die verstimmelte Figur in der Hand haltend, fort:

„Ich habe mich und die Meinigen in die Obhut der Civilisation gestellt, habe mich nicht in die Wildniß, ich habe mich in die sogenannte Bildung geflüchtet. Ehrlich gestanden, ich bereue nicht. Ich bin kein Schwächling. Meine Seele ist im Feuer gestählt. Ich verbarg meine Vergangenheit nicht, weil ich sie für schlecht hielt. Was ist denn schlecht in dieser Welt? Ich verbarg mich vor dem Unverstand und der Weichlichkeit. Tausende bereuen, ohne sich zu bessern; ich bereute nicht und wollte mich auch nicht bessern. Wäre ich Soldat in einem glücklichen Kriege gewesen, vielleicht wäre ich ein Held. Ich bin ein Mann ohne Aberglaube, ich habe auch nicht den Aberglauben der sogenannten Humanität. Ich lebe und sterbe der Ueberzeugung, daß die sogenannte Rechtsgleichheit ein Märchen ist; die Neger befreien, das thut nimmer und nimmer gut, sie werden ausgerottet, wenn es je dahin käme, daß ein Neger im Weißen Hause zu Washington säße. Die Welt ist voll Heuchelei, mein einziger Stolz ist jetzt, kein Heuchler mehr zu sein.

Nun aber, hat Einer von Ihnen mich noch etwas zu fragen, was ihm unklar? Ich bin bereit, zu antworten.“

Er machte eine Pause.

Niemand antwortete.

„Nun denn,“ so schloß er, „ich bin zu Ende, ich habe meine Lebensansichten nicht geändert, ich ändere sie nicht; ich habe offen erklärt, wie ich denke. Ich bin

nicht anders als Viele, ich bekenne nur offen, was ich bin. Um meiner Kinder willen bin ich bereit, das, was man öffentliche Meinung, was man Humanität nennt, zu beruhigen. Ich will ein ehrbares Leben führen, an Ihnen ist es, zu finden, wie es sein soll. Man hat mir den Adel verweigert, ich hätte bewiesen, wie ich mich füge — ich sage, füge, denn ändern will ich mich nicht.

Nur noch Eins. Ich kann beweisen, daß nicht die Hälfte meines Gutes vom sogenannten Mitmenschen, vom Neger, stammt. Und nun, meine Nachbarn, befinden Sie, entscheiden Sie. Sie erfreuen sich eines makellosen, geordneten Lebenswandels, erfüllen Sie Ihre Pflicht, Ihre Liebe an einem ungeordneten, mit einem Makel behafteten Manne. Ich warte die bestimmten Tage auf Ihren Wahrspruch.“

Er zog sich zurück und ließ die Männer allein.

Behntes Capitel.

Wer die Mienen der Richter und den Wechsel des Ausdrucks hätte fassen können, während Sonnenkamp erzählte!

Jetzt, als er sich zurückgezogen, saßen Alle stumm beisammen.

Was wollte der Mann? Ist das Alles Spott und Hohn, oder erwartet er in der That ein Mittel der Sühne?

Klar und fest schaute Weidmann drein, sein helles blaues Auge war ruhig, er schien von nichts überrascht.

Der Major kämpfte mit sich, er gedachte seiner verlassenen Jugend und schlug sich oft mit der geballten Faust ans Herz, indem er in sich hineindachte:

Ja, wer weiß, ob Du nicht auch so hättest werden können.

Und in der Nüßrung über sich und dem Schmerz über den Mann, der so keck sprach, überwältigte es ihn. Er wollte die Thränen zurückhalten, aber es gelang ihm nicht. Er wischte sich mit einem Tuche den Schweiß vom Gesicht und ward dabei auch der Thränen habhaft. Hätte er seinem Verlangen folgen dürfen, er wäre dem Manne nachgeeilt, hätte ihn umarmt und ihm zugerufen: Bruder, Bruder, Du warst ein sehr schlechter Bruder. Nein, nein, Du bist ein Prahler, ein Großthuer mit Schlechtigkeit; Du bist aber nicht schlecht, und warst Du es auch, Du hast doch ein gutes Herz und wirst brav, ich . . . ich büрге für dich.

Er wagte es nicht, seinem Herzensdrange nachzugeben. Er schaute um, ob Niemand zu sprechen beginne; Professor Einsiedel sah ihn treuherzig an und der Major nickte, wie wenn er sagen wollte: Ja, in all Deinen Büchern hast Du doch nichts so gefunden. Es ist ein Graufen, was der Mensch Alles denken und thun kann; aber glaub' mir, er ist gar nicht so schlecht, wie er sich machen will. . .

Der Doctor wagte zuerst laut zu Clodwig zu sagen:

„Wir haben uns zu einer Komödie mißbrauchen

lassen. Einen leidenschaftlichen Verbrecher kann man vielleicht bekehren, einen schlauen und abgehärteten nie.“

„Und bei allem Verabscheuungswürdigen,“ erwiderte Odwig, „diese Kraft, die Heuchelei der Welt so bloßzulegen.“

Der Gaumen schien ihm vertrocknet.

„Wir Deutsche,“ rief der Doctor lustig, „bleiben doch immer und ewig Schulmeister. Will dieser hart gesottene Böfewicht noch lehren, daß seine Bosheit eitel Weisheit und Logik sei, und puzt seinen Cynismus höhniisch mit Ideen auf!“

„Das Cyl,“ begann Professor Einsiedel, „wäre das Einzige, das wir, wie die Alten, über den ausprechen könnten, der alle Güter der Bildungswelt entweihte und beleidigte; aber es gibt kein Land mehr, wohin wir den Verbannten schicken, damit er, aller Cultureroberung entkleidet, sein Dasein verbüße.“

„Jede Strafe, die wir über ihn verhängen,“ sagte Fürst Valerian, „ist eine Bestrafung seiner Kinder.“

„Dieser Herr Sonnenkamp,“ sagte Odwig mit bebender Lippe, „ist in all seiner Berruchtheit doch leider eine Ausgeburt unserer Zeit. Die ganze heutige Menschheit hat ein böses Gewissen, sie ist uneinig mit sich, bekennt sich nicht in Wahrheit zu ihren Ueberzeugungen.“

Wieder trat eine längere Pause ein.

„Ich bitte,“ rief Weidmann, „daß wir von heut in sieben Tagen uns zur Eröffnung der abgegebenen Urtheile hier wieder versammeln, dann werden wir offen beschließen.“

Mit stockender Stimme hat der Major die Freunde,

noch nicht auseinander zu gehen, man habe ja noch nichts Rechtes ausgemacht und er wisse sich nicht zu helfen. Er hätte eigentlich gern gefragt, ob er Fräulein Milch zu Rathe ziehen dürfe, denn das wußte er, sie würde ihm helfen; aber bei einem Ehrengerichte darf man ja nur für sich allein urtheilen.

Der schwere Kopf des Majors wankte hin und her.

Die Versammelten schienen der Pein entfliehen zu wollen, und Weidmann rief:

„Ich erkläre die Versammlung für geschlossen.“

Alle erhoben sich, wie wenn sie aus einer Gefangenschaft, aus einer verpesteten Luft befreit werden müßten; sie wären gern ins Freie gegangen, aber es regnete beständig und in den Gartenwegen bildeten sich kleine Bäche und Pfützen. Man ging nach einem großen Saal.

Clodwig bat den Doctor, daß er mit ihm nach Volksgarten reise, er fühle sich unwohl; aber eben als der Doctor mit ihm in den Wagen steigen wollte, wurde er zu Frau Ceres gerufen.

Joseph kam bald wieder und brachte die Nachricht, daß der Doctor die Kranke nicht verlassen könne; er müsse bei Frau Ceres bleiben, die in einem Anfall von Raserei den Papagei erwürgt und Alles, was im Zimmer war, zerschmettert hatte. Es wurde ihr zur Aber gelassen, das Blut floß dunkel, aber sie ward ruhiger.

Obgleich man Sonnenkamp von dem Unwohlsein seiner Frau benachrichtigte, verließ er dennoch das Zimmer nicht.

Der Doctor ließ Clodwig nochmals sagen, er möge hier bleiben, da es fort und fort in schweren Stößen

regnete; aber Clodwig bestand darauf, heim zu kehren. Er hat den Banquier mit nach Wolfsgarten zu reisen, dieser war sofort bereit, er wollte nur voraus nach dem Städtchen fahren, um dort ein Telegramm an sein Haus aufzugeben, daß man ihn bis auf weitere Nachricht nicht erwarten solle.

Bella hatte sich inzwischen nach dem grünen Hause begeben und war dort sehr liebevoll gegen Claudine und Lina, ließ es aber nicht an scharfen Worten fehlen, daß die Professorin und Manna sich egoistisch zurückgezogen hätten, während im Hause der schwere Auszug stattfinden sollte.

Als ein Diener kam und meldete, Clodwig wolle sofort zurückreisen, rief sie, heftig mit dem Fuße aufstampfend:

„Ich will nicht!“

Dann aber setzte sie hinzu:

„Er soll mit dem Wagen hieher kommen.“

Der Wagen fuhr vor, Clodwig stieg nicht aus und Bella setzte sich zu ihm; er saß fröstelnd in einer Ecke.

„Warum fragst Du nicht, wie es mir geht?“ sagte er mit leiser, bebender Stimme.

Bella antwortete nicht; es kämpfte etwas in ihr, plötzlich aber rief sie:

„Schmach über Euch Alle! Was seid Ihr diesem Manne gegenüber? Da ist einmal etwas Gewaltiges in dieser Charpie zuspunden humanitären Genossenschaft. Ihr seid alle Schwachköpfe, Feiglinge!“

„Frau, Du treibst ein schlimmes Spiel mit dem Bösen. Verdirb Dich nicht noch mehr.“

„Mich verderben? Ich fahre ja mit Dir heim . . . heim . . . Du hast ja zu befehlen . . . Was willst Du denn noch mehr? Sprich kein Wort . . . kein Wort, oder ich kümmere mich nichts um den strömenden Regen. Ich springe aus dem Wagen, ich laufe in die Welt, ich weiß nicht wohin; nur nicht mehr gefangen will ich sein, nicht mehr gebannt in Eure erbärmliche, topf-ausgrabende, schönrednerische, humanitätsgeschminkte Welt!“

„Frau, was sprichst Du? Ist denn gut und schlecht . . .“

„Pah! schlecht und gut, das sind die Krücken, auf die Ihr Euch stützt, weil Ihr keinen Halt in Euch selbst habt. Stark und fest muß ein Mann sein! Nur nicht weich, nur nicht sentimental, nur nicht hinter Eure thränenfelige Humanität versteckt. Und ein Jude und ein Atheist wie dieser Herr Dournay sitzt über einen solchen Mann zu Gericht.“

„Ich begreife Dich nicht,“ schaltete Clodwig ein, aber ohne darauf zu antworten, fuhr Bella fort: „Er hat Euch zu viel Ehre angethan, als er zu Euch gehören wollte. Ihr fürchtet Euch Alle vor Jean Jacques Rousseau, vor dem Gleichheitsnarren. Euer ganzes Dasein ist eine Trivialität! Noch einmal wird sich zeigen, ob die Welt im Gleichheitsbrei erfaufen, oder ob es noch Höhen geben soll. Ueber's Meer müßtet Ihr ziehen, jetzt kommt die letzte Entscheidungsschlacht; aber Ihr seid nichts als aufgeputzter Parade=Adel. Die Südstaaten stehen auf und wenn sie fallen, dann gibt es keine Aristokratie mehr, dann laßt Euch Alle nur

unter der Gleichheitsſcheere ſcheeren. Warum zieht ihr Humanitätsheilige nicht übers Meer und befreit Euren ſchwarzen Bruder? Ruf doch den Kutscher herein, Deinen Menſchenbruder! Laß ihn nicht im Regen draußen, er ſoll ſich zu uns in den Wagen ſetzen. Oder ſoll ich ihn für Dich rufen?“

Sie faßte die Schnur; der Kutscher hielt an; ſie ließ Clodwig peinvoll harren, dann rief ſie:

„Fahr nur zu, es iſt nichts.“

Sie wendete den Kopf unruhig hin und her, ihr Auge rollte wild, und knirſchend rief ſie laut:

„Ich weiß nicht mehr, was ich thue . . . Verflucht ſei . . .“

Sie hielt plötzlich inne. In dieſem Augenblicke flirrte etwas in ihrem Munde, ſie legte die Hand an den Mund. Was iſt das? Sie nimmt es heraus. In ihrer knirſchenden Wuth hatte ſie ſich einen Vorderzahn ausgebiſſen, der ſchon lange ſehr dünn und behutſam zu behandeln war. Sie krampfte die Hand, in der ſie den Zahn hielt, und preßte den Mund zuſammen. Daß ihr das geſchehen mußte! Schnell ſchoß es ihr durch den Sinn: ſie kann nun nicht mehr auf die Leute losziehen, die falſche Zähne haben . . . Indeffen . . . Niemand wird glauben, daß ſie, Bella, einen falſchen Zahn hat.

Im Städtchen traf man den Banquier wartend.

Bella ſtieg aus, ſie hielt ein Tuch vor den Mund und dumpf tönte durch daſſelbe, wie ſie den Banquier hat, ihren Mann zu begleiten, und wie ſie einem Diener ſagte, daß er bei ihr bleibe. Sie eilte nach

der Eisenbahn. Auf dem Bahnhof war sie verlegen und that das Tuch nicht vom Munde ab, sie sagte dem Diener, daß er Billets nach der Festungsstadt nehme. Dann saß sie still in einer Ecke des Wartesaals und hatte den Schleier doppelt über das Gesicht gebreitet. Sie fuhr nach der Festungsstadt. Niemand soll wissen, daß sie sich einen falschen Zahn einsetzen läßt, Niemand soll sie je mit einer Zahnücke gesehen haben. —

Clodwig fuhr heimwärts, er wischte sich oft die Augen ab, als müßte er einen sich immer wieder ausbreitenden Schleier wegwischen. Er war vor Allen in seinem Stolz beleidigt; er, Clodwig, wurde verhöhnt, und von wem? Von seiner Frau. — Sie hat mich nicht eine Minute geliebt, das empfand er als einen Stich in seinem Herzen, und dieser Stich wich nie mehr, denn was er in der Seele empfand, äußerte sich zugleich körperlich. Wer mißt hier die Wechselwirkung aus?

Der Regen hatte aufgehört, aber Clodwig erschien Alles in Nebel, trüb. Er kam auf Wolfsgarten an, alle Zimmer erschienen ihm voll Rauch, voll Nebel. Er setzte sich in seinen Stuhl.

„Ich bin einsam . . . einsam,“ sagte er vor sich hin.

Der Banquier redete ihm mit milden Worten zu, aber Clodwig schüttelte den Kopf. Die Worte Bella's hatten ihn ins Herz getroffen, tödtlich verwundet.

Man zog Clodwig den Rock aus, er sah lange auf den Rock und nickte wehmüthig lächelnd.

Ahnte er, daß er ihn nie mehr anziehen wird? . . .

Als Bella am frühen Morgen heimkehrte und an

das Bett Clodwigs trat, sah er sie mit geisterhaften Mienen an.

„Medusa! Medusa!“ schrie er.

Er wußte nicht, daß er es gerufen, er fiel zurück in die Kissen.

Man brachte ihn wieder zum Leben. Stunden der höchsten Pein waren es, bis der Doctor kam. Er sagte, Clodwig sei schwer krank, die Verhandlung habe ihn übermäßig angegriffen, die Heimfahrt durch den Regen — „und vielleicht noch etwas Anderes,“ setzte er gegen Bella hinzu, die ihn starr mit unbewegten Mienen anschaute.

Clodwig hatte, sobald er wieder zum Bewußtsein gekommen, nach Erich verlangt. Man sandte ihm einen Boten.

Bella schickte nach ihrem Bruder. Niemand wußte genau, wo er war.

„Ich bin allein,“ sagte auch sie.

Sie erschrak, da sie das gesagt hatte, denn sie fühlte, daß sie in der That bald allein sein würde.

Elftes Capitel.

Es war schwer gewesen, Brancfen zu finden.

Nie ging ein Mann äußerlich fester und innerlich gebrochener dahin als Brancfen, da er Villa Eden verlieh. Es war mehr als gute Form, es war eine sichere Gewöhnung, die ihn aufrecht erhielt.

Branden hätte es schwer getragen, aber er hätte sich doch darein gefunden, wenn Manna ihn um des Klosters willen verstoßen. Aber ihn um eines Andern willen verstoßen, ihn, Otto von Branden! . . . Er war tief empört.

Er war verschmäht, wo er wirklich liebte. Kann Otto von Branden Liebe widmen und sie wird nicht erwidert? Wenn das Mädchen den Schleier nahm und die Welt verwarf, so verwarf sie ihn damit, denn er war ja auch in der Welt; aber verschmäht, abgewiesen um eines Andern willen —

Er fühlte vorerst nur seine beleidigte Würde, seine verschmähte Liebe, denn er liebte Manna; mit ihr vereint, natürlich auch mit ihrem Gelde, wollte er brav sein und sich nur noch an schönen Pferden freuen.

Also das ist der Tugend Lohn? So lohnen die Himmlischen die guten Vorsätze?

Branden fürchtete sich vor seinen rebellischen Gedanken und bereute sie sofort.

Hin und her, bald demüthig, bald empört schwankten seine Gedanken.

Zum ersten Mal in seinem Leben erschien er sich als verkannte, mißhandelte Tugend, vor Allen aber als der beleidigte, edle Anstand, als die mit Undank belohnte Treue. Was hatte er nicht Alles diesem Hause geopfert! Und nun? Vor seinen Gedanken war es wie ein schwarzer gedrängter Leichenzug; was am Wege steht, darf sich nicht durchdrängen, muß warten, bis Alles vorüber ist.

Er ritt dahin wie ausgestoßen von der Welt. Wohin soll er sich wenden?

Soll Otto von Branden einem Menschen klagen, vor einem Andern hilflos erscheinen?

Er lachte laut auf, da er sich erinnerte, daß er, in Voraussicht der Millionen, die ihm werden mußten, bedeutende Schulden gemacht. Was nun?

Unwillkürlich wendete er sich noch einmal und sah nach VILLA EDEN zurück.

Es bedurfte nur einer Zeile, nur einer kurzen Zusammenkunft, ja, wenn er zurücktritt, wenn er dies Eine Sonnenkamp darlegte, er reitet dann mit Hunderttausenden den Weg dahin. Aber nein, das darf er nicht.

Er ritt des Weges weiter, er kam am Landhause des Herrn von Endlich vorüber. Da droben wohnte die junge Wittwe — sollte er hinaufgehen? Er wußte, sein Liebesantrag wird nicht verschmäht. Nein, jetzt noch nicht. Und doch hielt er an und stieg ab. Er fragte nach der gnädigen Frau; es hieß, sie sei mit ihrem Bruder nach Italien gereist.

Er wollte zu Bella und Clodwig — nein, auch das nicht. Er hatte sie nicht zu Rathe gezogen, da er im Widerspruch mit der ganzen Welt sich Sonnenkamp angeschlossen; sollte er jetzt sich von Clodwig bemitleiden und mit Weisheit abspießen lassen?

Er drehte das Pferd und ritt stromauf, er kam wieder an VILLA EDEN vorüber; sein Pferd wollte in das Thor einbiegen, er spornte und peitschte es, daß es vorüberging.

Er ritt nach dem Pfarrhause und ließ Fräulein PERINI rufen.

Zuerst fragte er, ob sie noch ferner im Hause bleiben wolle.

Fräulein Perini sah ihn groß an und erklärte, daß sie sich hoffentlich nicht in ihm geirrt habe, er werde doch nicht den Dournay's Alles überlassen; ihr Vater sei um weit Geringeres im Duell gefallen.

Der Pfarrer fiel ein:

„Edler junger Freund! Nein, nicht das. Was soll dies kleine Duell in einem Waldwinkel, und daß Sie einen Menschen nach den Gesetzen des Zweikampfes tödten? Ihr Söhne des Adels müßt unter dem Banner des Papstes das große Duell mit der Revolution wagen. Auch um Euretwillen. Dort wird der große Kampf zwischen ewigem Gesetz und tagesflüchtiger Selbstvergötterung ausgekämpft und der Sieg ist Euer wie unser.“

Branden lächelte in sich hinein, aber er sprach nicht aus, wie seltsam es ihm vorkam, da der Pfarrer nun erklärte, bevor man gewußt, woher das Geld stammt, hätte man von demselben für heilige Zwecke annehmen können, jetzt aber nicht mehr.

Branden sah dem Pfarrer lächelnd ins Antlitz. Wußte der Pfarrer die Herkunft des Geldes nicht früher auch? Er hatte auf den Lippen, ihm zu sagen: Es ist sehr freundlich und klug, nun man nichts mehr bekommen kann, zu thun, als ob man es abgelehnt hätte.

Aber warum soll er sich die einzige Partei verbittern, die noch fest an ihm hielt? Er wollte nicht minder klug sein, und sagte, er habe sich von Sonnen-

kamp getrennt, weil dieser sich geweigert, seiner Forderung gemäß den Haupttheil des Vermögens einer frommen Stiftung zu widmen. Er konnte das mit Fug und Recht sagen, denn er hatte es gewollt. Das war es, was er festhalten wollte; die Ablehnung Manna's verschwand dadurch und sein unnachgiebiges Festhalten an Sonnenkamp erhielt eine gewisse Weihe.

Der Pfarrer erinnerte Branden, daß heute die Versammlung sei; er werde dort erwartet.

Branden verabschiedete sich.

Fräulein Perini kehrte stolz lächelnd in die Villa zurück. Seltsame Menschen, diese Deutschen! Sie ihrerseits wollte sich nicht mit leerer Hand verdrängen lassen.

Branden ritt dahin. Er kam an der Villa vorüber, die dem Cabinetsrath gehört hatte. Ah, die waren klug, sprach es in ihm, die haben sich den Beute-Antheil gesichert vor der Entscheidung. Warum warst Du so einfältig, zart und vertrauend?

Auf dem Bahnhofe stellte er sein Pferd ab und fuhr nach der Bischofsstadt; er wird ja erwartet. Aber wie soll er unter die Genossen treten? Er kam glücklicherweise, als die Versammlung bereits zu Ende war. Im Palais des Kirchenfürsten wurde er ehrenvoll bewillkommt, und im raschen Entschlusse traf er hier eine Entscheidung.

Hier auch traf ihn die Botschaft von Bella.

Er kam nach Volksgarten. Der Erste, der ihm begegnete, war der Banquier. Branden sah den Mann hochmüthig an, hatte aber gute Form genug, ein freundliches Wort an ihn zu wenden.

Er kam zu Bella, die ihm kurz von der Krankheit Clodwigs berichtete.

Branden verhielt sich schweigsam. Es war jetzt nicht Zeit, das, was vorgefallen war, und seinen Entschluß kund zu geben. Auch als Bella ihn fragte, warum er so verstört aussehe, mochte er nicht antworten.

„Warum warst Du nicht bei der Versammlung? Kommst Du von Villa Eden? Wie sieht es dort aus?“ fragte Bella.

„Ich weiß nichts,“ entgegnete Branden endlich. —
Ja, wie sah es aus auf Villa Eden?

Zwölftes Capitel.

Sonnenkamp saß allein. Er hatte die versammelten Männer nicht mehr gesprochen, wie er ihnen vor der Verhandlung hatte sagen lassen.

Anfangs saß er mit einem gewissen Selbstgefühl, ja mit einem Siegesmuthen in seiner Stube, als wäre er ein Held, der nach einer glorreichen Schlacht die Waffen abgelegt und in seinem Zelte ausruht.

Jetzt überkam ihn eine andere Empfindung. Wie ein Knistern, ein leises, kaum hörbares Ragen, wie das Züngeln einer Flamme im Gebälke, die immer weiter frisst und im Stoffe, den sie findet, sich vergrößert, solch ein leises Knistern und Züngeln glaubte er in seiner Einsamkeit zu hören. Er hatte sich getäuscht und doch wußte er, es brennt ein Funke ge-

räuschlos fort, er faßt den Boden des Zimmers, er leckt hinan zu den Wänden, die Stühle brennen, die Schränke, die Bilder, fragenhaft verzerren sich die gemalten Gesichter auf der Leinwand und werden zur Flamme, und die Flamme strebt weiter, dringt in alle Gemächer, faßt endlich das Dach und das ganze Haus und schlägt zum Himmel auf.

Da klopf es an. Gewiß kommt Bella und erklärt, warum sie geflohen war, als er in das Sämereienzimmer kam. Er öffnete rasch, aber nicht Bella, sondern Weidmann trat ein.

„Haben Sie mich noch etwas im Geheimen zu fragen?“ herrschte ihn Sonnenkamp an.

„Ich habe nur eine Bitte an Sie.“

„Eine Bitte? Sie?“

„Ja. Lassen Sie mir Ihren Sohn . . .“

„Meinen Sohn?“

„Wollen Sie mich gefälligst meinen Saß endigen lassen. — Geben Sie mir Ihren Sohn in mein Haus auf Tage, Wochen, Monate, so lange es Ihnen beliebt; nur lassen Sie den Jüngling für einige Zeit in eine andere Sphäre versetzen, worin er wieder gedeihen kann. Er bedarf jetzt einer energischen und befreienden Thätigkeit. Er hat Lust und Trieb, auf Andere zu schauen und nicht auf sich. Das wird ihm helfen und ich möchte ihm darin weiter helfen. Da Ihr Sohn nicht Soldat werden soll, ist es ihm vielleicht gut, die Landwirthschaft kennen zu lernen.“

„Ist das ein Plan, den Sie mit Herrn Dournay verabredet haben?“

„Ja, es ist sein Wunsch und ich finde ihn angemessen.“

„So?“ sagte Sonnenkamp. „Wußte auch vielleicht schon Roland selbst von diesem Wunsche und von seiner Ungemessenheit, als er heute mit der Professorin abreiste?“

„Nein. Wenn Sie ablehnen, weiß Niemand davon, als Sie, Herr Dournay und ich.“

„Habe ich denn gesagt, daß ich ablehne? Sie werden noch einen Beweis bekommen, wie sehr ich Ihnen vertraue; ich habe Sie zu einem Vollstrecker meines Testaments gemacht.“

„Ich bin viel älter als Sie.“

Sonnenkamp antwortete nicht auf diesen Einwand und Weidmann fuhr fort:

„Was beschließen Sie auf meine Bitte wegen Ihres Sohnes?“

„Wenn er bei Ihnen bleiben will, so hat er meine Einwilligung.“

Der Wagen, der Roland, die Professorin und Manna zurückbrachte, fuhr bald in den Hof ein. Weidmann begrüßte die Professorin herzlich; er hatte sie vor Zeiten gekannt, die einst so blühende Schönheit sah er jetzt zum ersten Mal als Matrone.

Als man noch im grünen Hause beisammen saß, kam ein reitender Bote von Clodwig, der Erich zu ihm rief.

Weidmann erneuerte nun den Vorschlag, daß Roland nach Mattenheim übersiedle; es wurde Roland von allen Seiten zugesprochen und er erklärte, daß es

gar keines Zuspruches bedürfe. Er willigte ein und so fuhr er mit Weidmann, Fürst Valerian und Knopf davon. —

Ein Wirbelwind stürmte durch den Park; er riß die letzten Blätter ab, hob die abgefallenen vom Boden, trieb sie durcheinander, und umstürmte das Haus, und ein Wirbelwind schien alle die Einwohner von Villa Eden auseinander zu reißen. Roland war fort, Prandke zeigte sich nicht mehr, Manna wohnte bei der Professorin im grünen Hause, Erich war davon geritten. Sonnenkamp und Frau Ceres waren allein in der Villa. Da kam Fräulein Perini und meldete Sonnenkamp, daß seine Frau ihn augenblicklich zu sprechen wünsche; es sei ein Zustand eingetreten, den sie nicht mehr zu bewältigen verstehe.

Sonnenkamp eilte nach dem Zimmer der Frau Ceres, sie war nicht da. Die Kammerfrau sagte, sie sei, sobald Fräulein Perini weggegangen war, durch das Haus in den Park geeilt. Man suchte, man rief sie, man fand sie endlich am Ufer sitzend, im Wettersturm, mit ihrem Diadem auf dem Haupte, dicke Perlenreihen auf dem nackten Halse, am Arme große Spangen und einen Gürtel von grünen Steinen um den Leib; das glitzerte und schimmerte. Sie sah Sonnenkamp mit einem fremden Lächeln an, dann sagte sie:

„Du hast mich schön geschmückt, reich beschenkt.“

Sie schien größer zu werden, sie stand auf und warf die schwarzen Locken zurück.

„Sieh, hier ist der Dolch, ich wollte mich mit ihm tödten, aber ich schleudre ihn von mir.“

Der Griff von Edelsteinen und Perlen blinkte durch die Luft, stürzte in den Strom und versank.

„Was thust Du? Was ist das?“

„Du kehrest mit mir zurück,“ rief sie, „oder ich stürze mich hier in den Strom und nehme ein Stück Deines Reichthums mit, diesen Schmuck.“

„Du bist ein betrogenes Kind,“ höhnte Sonnenkamp. „Du glaubst, daß das der echte Schmuck sei? Ich habe Dir, dem einfältigen Kinde, immer nur den nachgeahmten gegeben; den echten, ganz genau mit demselben Kasten, in derselben Fassung, habe ich bei mir im diebes sichern Schrank.“

„So? Du bist klug,“ erwiderte Frau Ceres.

„Und Du, mein wildes Kind, bist nicht wahnsinnig.“

„Nein, ich bin's nicht, wenn es nicht kommt. Ich bleibe bei Dir, ich verlasse Dich keine Minute mehr. O, ich kenne Dich — o, ich kenne Dich, Du willst mich verlassen.“

Sonnenkamp schauderte.

Was ist das? Wie kommt das einfältige Wesen dazu, ihm einen noch schlummernden Gedanken wach zu rufen und aus der Seele zu nehmen? Er sprach die begütigendsten Worte zu Frau Ceres, er brachte sie in das Haus zurück und küßte sie, sie wurde ruhiger. Fest stand es in ihm, er macht sich frei. Es gab nur noch Eines zu gewinnen, dann fort in die weite Welt. Vorerst wollte er nach der Residenz und Professor Crutius niederschließen. Er kämpfte und rang mit dem Gedanken, und endlich mußte er ihn doch aufgeben.

Aber das Andere, das muß. Und wie eine Bestätigung dessen, was er in der Seele barg, kam jetzt ein Bote von Erich mit der Meldung, daß er länger auf Wolfsgarten bleiben müsse, denn Graf Lodwig sei dem Sterben nahe.

Dreizehntes Capitel.

Erich ritt nach Wolfsgarten.

Was ist aus ihm, was ist aus den Anderen geworden, seit er von Wolfsgarten aus nach Villa Eden ritt? Alles zog ihm durch die Seele und in stiller Befriedigung athmete er tief auf, indem er dachte, was aus ihm geworden wäre, wenn er nicht mit aller Macht das Verhältniß zu Bella zum Rechten gelenkt hätte. Wie wäre es, wenn er jetzt dahin ritte mit einer die Seele zerreisenden Empfindung? Am Bette des Sterbenden müßte er als der niedrigste Heuchler stehen! Wie muß es zweien Menschen zu Muthe sein, die mit der Todesnachricht eines Andern sich ihr Glück gründen, und die keine Verbrecher, sondern sehr gebildete, sehr verständige Menschen sind? . . .

Er schaute sich um wie ein Erretteter.

Er ritt durch den Bergwald. Stille war es hier ringsum. Die Hagebuche, die sich zuerst belaubt, ließ jetzt auch zuerst die gelben Blätter fallen; es rieselte und knisterte in diesem Blätterfalle leise im Walde, und nur der Habicht kreischte oben in der Höhe.

Erich kam vor das Herrenhaus und trat in den

Hof. Er ging zu Bella, die blaß und schwer leidend ausah.

Erich war erschreckt, Branden hier zu treffen. Die beiden Männer bedurften der äußersten Haltung, um jetzt hier einander gegenüber zu stehen.

„Er schläft jetzt,“ sagte Bella; „er spricht beständig von Ihnen. Seien Sie gefast, Sie werden ihn kaum kennen; geben Sie ihm in Allem nach, er ist sehr gereizt.“

Die Stimme Bella's war heiser; sie verhüllte die Augen mit einem weißen Tuch, dann fragte sie:

„Sie waren beim Tode Ihres Vaters?“

Erich bejahte.

Bella ging, um Clodwig die Ankunft Erichs zu melden. Branden und Erich waren allein. Lange sprachen sie kein Wort, endlich begann Erich:

„Es thut mir weh, daß ich den Schein eines Unrechts gegen Sie auf mich laden mußte. Ich mußte es, weil ich das höhere Recht der Liebe Manna's . . .“

„Genug!“ unterbrach Branden. „Ich hatte nie geglaubt, noch ein Wort mit Herrn Dournay zu sprechen; aber wir sind jetzt an ein Krankenbett gestellt, und um des Kranken willen . . .“

Bella kam zurück und sagte:

„Er schläft noch. Ach, Herr Dournay, Clodwig liebt Sie weit mehr, als irgend einen andern Menschen auf der Welt.“

Sie reichte Erich ihre Hand, die eiskalt war. Lange waren die Drei stumm, endlich fragte Erich:

„Ist es denn entschieden?“

„Der Doctor sagt, sein Leben sei nur noch nach Stunden zu zählen. Hören Sie nichts? Der Doctor hat versprochen, zu kommen . . . sofort wiederzukommen. Ach, wenn ich nur Clodwig dazu bringen könnte, daß er noch einen anderen Arzt zu Rathe zieht. Bitte, bewegen Sie ihn dazu. Ich habe kein Vertrauen zu Doctor Richard.“

Erich antwortete nichts.

„Ach, mein Gott,“ klagte Bella, „wie verlassen sind wir doch in der Noth. Nicht wahr, Sie bleiben bei uns? Sie verlassen uns nicht?“

Erich versprach's.

Es war ein seltsamer Ton, eine Erinnerung aus höflicher Vergangenheit, als Bella sich nun entschuldigte, daß sie noch nicht nach der Mutter Erichs, nach Frau Ceres und Manna gefragt habe, und mit einem eigenthümlichen Herausstoßen der Worte fragte sie:

„Wie lebt denn Herr Sonnenkamp?“

Ein Diener kam und meldete, der Herr Graf sei erwacht und habe sofort nach Herrn Hauptmann Dournay gefragt.

„Gehen Sie zu ihm,“ sagte Bella und legte die Hand auf die Schulter Erichs. „Bitte, sprechen Sie es als Ihre und nicht als meine Ansicht aus, daß man noch einen anderen Arzt zuziehe.“

Erich ging, und Bella sagte schnell hinter ihm drein zu Branden:

„Otto, schaff mir mit guter Manier den Juden fort. Was will er da?“

Branden ging zu dem Banquier.

Bella war allein, sie war von einer Unruhe, die sie nicht bemeistern konnte; sie setzte in Gedanken die Todesanzeige auf, ja sie schrieb schon die Worte:

Verwandten und Freunden die schmerzliche Nachricht, daß mein geliebter Mann Clodwig, Graf von Wolfsgarten auf Wolfsgarten, vormals **scher Gesandter in Rom, Ritter hoher Orden, fünfundsechzig Jahre alt, nach kurzem Krankenlager gestorben ist. Ich bitte um stille Theilnahme.

Bella, Gräfin von Wolfsgarten, geb. von Pranden.

Ein Dämon sagte ihr immer diese Todesanzeige vor, sie sah sie schwarz gerändert vor sich, während Clodwig noch lebte. Warum ist das? Was zwingt sie, das jetzt schon in Worte zu fassen und vor sich zu sehen? Sie konnte nicht davon los kommen. Sie nahm das Blatt, zerriß es in Stücke und streute die Stücke zum Fenster hinaus in den Regensturm.

Vierzehntes Capitel.

Erich war unterdeß in das Krankenzimmer getreten.

„Bist Du endlich da?“ rief Clodwig; seine Stimme war matt und die Kinderhand, die der Kranke dem Eintretenden entgegenstreckte, schien noch feiner.

„Setze Dich,“ sagte er, „sei nicht so erschüttert, Du bist jung und stark, hast ruhiges Bewußtsein. Laß mir nur Deine Hand. Es ist ein Glück, daß ich mit voller Besinnung sterbe; ich habe oft gewünscht, an

einem plötzlichen Schlag zu sterben. Es ist besser so. Erzähle, wie geht es Deiner Mutter?"

Erich konnte kaum ein Wort hervorbringen, und Clodwig fuhr fort:

„Nun sage, wie geht es Roland? Wollte er nicht mit Dir kommen? Ich sehe ihn, den schönen Jüngling, immer vor mir . . . Du hast es gut gemacht, Erich.“

Bevor dieser antworten konnte, legte sich der Kranke wieder in die Kissen zurück. Er schien eingeschlummert. Man hörte nichts als das Ticken der Uhr. Ein Wagen fuhr in den Hof, die Räder knirschten in den Sand einschneidend.

Clodwig erwachte.

„Das ist der Doctor,“ sagte er laut.

Er bat die Krankenwärterin, eine barmherzige Schwester, dem Arzte zu sagen, er möge ihn noch eine Weile mit Erich allein lassen. Sich rasch aufrichtend, sagte Clodwig:

„Schließe die Thür, ich habe mit Dir allein zu sprechen.“

Erich saß vor dem Bette und Clodwig begann:

„Du fragst um mein Urtheil über Sonnenkamp? Ich habe ihn freigesprochen. Sein Weg wirr, sein Ziel grausam. Wer richtet? Die Heuchelei ist groß in der Welt. Ein Wirrwarr von Fragen, Masken. Er hatte den Muth, die Frechheit, sich selbst, auch die Heuchelei zu bekennen. Wenn ich mein Leben überschaue, was ist es? Ich habe eine Uniform ausgefüllt. Was sind wir? . . . Dede, mit der Landesfarbe angestrichene Schilderhäuser. Wenn eine Ablösung kommt, thun wir

geheimnißvoll, flüstern . . . eitel Possenspiel. Heuchelei ist das Leben der meisten Menschen, auch das meine, so lang, so ehrenvoll. Wir haben keinen Muth, bekennen nicht, was wir sind; wir schleppen uns mit Formen und Nachgiebigkeiten, mit Höflichkeiten und Fügsamkeiten, und wo ist unser wahres Innere? Nie sagen wir einander, was wir sind, wozu wir uns bekennen. Ich habe kein Verbrechen, Vergehen, das ich jetzt zu gestehen hätte, ich war mein Lebenlang wie Tausende, wie Millionen neben mir. Ich habe nur nicht gethan, was ich thun mußte, bin nicht von Stunde zu Stunde hingetreten vor die Mächtigen und habe gesagt: so bin ich und so müßt ihr sein. Ich habe mich eingelullt mit falscher Philosophie, habe mir eingeredet, es wird Alles von selbst, wir stehen im Gesetz der Entwicklung, wir haben nichts dazu zu thun. Ja wohl! Es entwickelt sich Alles von selbst . . . der Tod kommt von selbst und nimmt das Leben, das kein Leben war, keine Offenheit, kein eigen Selbst. Ich kannte große Schauspieler. Einem Schauspieler wird der Tod immer am schwersten, nicht nur weil er den Tod so oft gespielt; er weiß, was von ihm bleibt, Maske, Schminke, welke Kränze. Wir Diplomaten sterben den Tod des Schauspielers. Ich habe ein unnützes Leben geführt.“

„Sie sind zu hart gegen sich,“ konnte endlich Erich entgegnen. „Es ist viel, das Schöne und Gute in sich ausgebildet und dargestellt zu haben. Nur wenige Menschen sind zu Anderem, zu dem, was als äußere That sich darstellt, berufen.“

Clodwig legte schnell seine Hand auf die Erichs, er sah ihn mit innigem Blicke an und sagte lächelnd:

„Ganz so sprach auch einmal Dein Vater und es mag ein Trost sein. Ich hatte kein Vaterland, das mir mehr als diplomatische Narrenspoffen zu thun geben konnte. Mein Leben war eine thatlose Geschäftigkeit. Ich habe den größten Theil desselben in der Livree zugebracht für eine Sache, die ich nicht achtete, kaum schätzte. Da ist dieser Sklavenhändler. Wie verächtlich betrachtet ihn die vornehme Welt — und es hat Unterhändler in diesen Kreisen gegeben, die höchst geehrt und schlimmer als Sklavenhändler waren, und Andere sitzen nur deshalb nicht im Zuchthause, weil sie nicht nöthig hatten zu stehlen und weil ihnen ihre Unsitlichkeit mit Geld abgekauft wurde. Bitte, gib mir zu trinken, der Gaumen vertrocknet mir.“

Erich gab Clodwig zu trinken, sie waren aber Beide so ungeschickt, daß sie das Getränk fast ganz verschütteten.

Lächelnd sagte Clodwig, daß es in der Welt so sei, das Wenigste werde wirklich getrunken, das Meiste werde verschüttet und vergeudet.

Clodwig bat nun, daß man den Arzt eintreten lasse.

Erich ging in den Garten.

Draußen raste der Novembersturm und peitschte den Regen. Erich hüllte sich in seinen Mantel, ging durch Park und Wald denselben Weg, den er am Morgen gegangen, als er am Abend vorher dem neu gewonnenen Freunde Clodwig sein eigenes Leben dar-

gelegt. Jetzt schritt er nicht im Frohgefühl, nicht als ob eine fremde Macht ihn trüge; er mußte mit dem Sturm kämpfen und über ihm brausten die Kronen der Bäume. Wie damals stand er an der offenen Halle, aber in der weiten Landschaft sah man nichts als Regenwolken, die dahinjagten. Am Gemäuer der Halle stand noch eine schöne blaue Glockenblume; Erich brach sie ab. Er ging zurück und jetzt erst fiel ihm ein, daß er dem Kranken die Blume bringen wolle. Er trat in das Krankenzimmer, und Odowig rief:

„Ach, die blaue Blume! Du brichst sie, Du bringst sie mir. Wir haben viel davon geträumt in meiner Jugendzeit. Jugendzeit! Jugendzeit!“ wiederholte der Kranke oft.

Odowig beugte sich weit vor aus dem Bett, roch an den Kleidern Erichs und sagte:

„Warum fallen mir jetzt die Bilder aus der Bibel ein? Der Erzvater Jsaak sagt zu seinem Sohne, der zu ihm in die Krankenstube kam: Mein Sohn, Dein Athem ist wie der Athem des Feldes. Ja, Erich, Du bringst die freie Feldluft in meine Krankenstube. Wenn ich nicht mehr bin, denke, Du hast mir Gutes gethan.“

Erich weinte.

„Weine nur, das ist gut, es schadet Dir nichts, daß ich Dir das Herz schwer mache; Du wirst froh, frei thätig auf der Erde sein, deren Schollen bald auf mir ruhen. Nur bitte ich, bleib Du bei mir, wenn ich sterbe. Bleib bei mir, Erich. Ich will nicht an Kleines, an Einzelnes denken, will nicht in Haß und Zorn aus der Welt scheiden; nein, nicht in Haß, in

Zorn, auf Niemand. Hilf mir ins Weite, ins Große, da lebe ich, da sterbe ich."

Er legte sich in die Kissen zurück. Erich beugte sich über ihn, der Athem des Kranken ging ruhig und auf seinem Gesichte war der Ausdruck eines milden Lächelns. Welche Gedanken mochten jetzt diese Seele bewegen?

Fünfzehntes Capitel.

Clodwig schlief mehrere Stunden. Erich saß bei dem Banquier und erquickte sich an dem theilnahm-vollen selbstlosen Wesen desselben; dem Banquier fehlten manche bräuchliche Lebensformen, aber er bewährte eine tactvolle Haltung, und mitten in aller Herzens-bewegung dachte Erich: nur die Selbstlosigkeit hat den wahren Tact, Tactlosigkeit ist Egoismus, denn dieser denkt nur an sich oder handelt nur für sich.

Erich lernte den Banquier jetzt erst kennen. In Karlsbad hatte der Mann sein vielbewegtes Denken mit gewaltfamer Beflissenheit auszulegen gesucht, jetzt gab sich sein mildes und verständnißvolles Naturell wie von selbst.

Bella behandelte ihn mit offener Zurücksetzung, er ließ sich das still gefallen, er sagte nichts, aber er zeigte, daß er ihr nicht grolle. Sie handelte ihrer Natur gemäß und sie war ja auch nicht seine Freundin, Clodwig war sein Freund, und für ihn sich etwas gefallen zu lassen, erschien als Pflicht. Er saß im Bibliothek-

zimmer, er war bereit, so oft man ihn rief, und hielt sich zurück, so oft er störend zu sein glaubte.

Gegen Mitternacht wurde Erich abgerufen, Clodwig sei erwacht und verlange nach ihm.

Auch Bella kam.

Sie freute sich, daß Clodwig so lebhaft dreinschaute, und noch jetzt bewahrte Clodwig eine formvolle Höflichkeit gegen seine Frau; sie wollte ihm Medicin reichen und er sagte:

„Ja wohl, gib sie mir, aber sprich nicht dabei gegen Doctor Richard. Bitte, thu es nicht.“

Bella saß eine Weile still am Bette. Clodwig hat, daß sie sich zur Ruhe begeben: sie willfahrte ihm. Und als er mit Erich wieder allein war, sagte er:

„Ach, ich habe so gut geschlafen, und wunderbar! Ich träume jetzt immer von einer Cousine Lottchen, die soll ich heiraten, sie gefällt mir auch und ich ihr, aber sie hat so gar nichts gelernt und will nichts lernen und hat ein Lachen, so spitz, und da sagt sie: Komm, Clodwig, Du bist so traurig, Komm, heirate mich, wir wollen lustig sein. Und da sag' ich: Kind, ich bin ja schon so alt; sieh, ich hab' ja keine Zähne mehr, und was wird Bella dazu sagen? Ach was, sagt sie, Albernheiten. Komm, wir wollen tanzen. Und wir tanzen hinunter zur Capelle und da steht der Pfarrer und er winkt uns und wir tanzen fort, an dem Pfarrer vorbei, und sie ist ein prächtiges Kind und hat gar schöne Augen und hat mich so gern, und so tanzen wir und tanzen und ich kann es ganz gut.“

„Lebt Ihre Cousine Lottchen noch?“

„O nein, sie ist schon lange todt, vorige Woche war ein Enkel von ihr bei mir. Aber ist es nicht seltsam, daß meine erste Jugendliebe — ich war damals kaum zehn Jahr alt — in mir erwacht? Damals hatte sie einen Apfel in der Hand und da biß sie herunter und sagte: Beiß auch. Ich will den Apfel nehmen, aber sie gibt ihn mir nicht und sagt: beiße nicht zu tief. Und sieh, als ich erwachte, war mir's im Munde, als ob ich wirklich einen feinen Apfel gegessen hätte. Ja, und jetzt fällt mir's eigentlich erst ein. Wir sind einmal mit einander gemalt worden, der Maler behauptete, es würde uns später sehr freuen; er that es heimlich, man hat ihm natürlich das Bild abgekauft; ich glaube, es ist erhalten, ich weiß nur nicht wo. Findest Du es nicht auch schön, daß sie Lottchen heißt? Es ist ein halbwüchsiges Kind in blaßrothem Cattunkleid mit weißer Schürze, und so ging sie auch immer, und hatte einen breiten Florentiner Hut, dessen Rand bis über die Schultern hinausreichte.“

So erzählte Glodwig und mit einem unterdrückten Seufzer sagte er:

„Bella hat nie von meiner Jugend wissen wollen.“

Schnell aber, als ob er nicht von ihr sprechen wolle, sagte er zitternd, beide Hände bewegend:

„Mein Vater war Minister, ich bin im Ministerpalais geboren, Sohn einer späten Ehe, einziger Sohn. Mein Vater wurde Bundestagsgesandter. Die Gesellschaft der Bundestagsgesandten — wer weiß, ob sie nicht dahin geht und Niemand hat sie recht geschildert — Ich hätte es gekonnt; schon als ich Student war,

ging es mir auf, das ist eine Gesellschaft, die nur dazu da ist, um alles Gute zu verhindern. Der Bundestag ist das böse Gewissen der Fürsten. Sieh, das dachte ich schon früh und das wußte ich schon früh und steckte doch mitten drin und je weiter ich kam, je mehr sah ich es. Alles Gute, was geschieht, hat sich neben dem Bundestage aufgebaut, und darin hat die Kirche etwas vom Bundestag; das Gute geschieht auch außerhalb ihr, neben ihr; nicht einmal die Todesstrafe, nicht die Folter, die Kettenstrafe, nichts hat sie abgeschafft. Jetzt kommen die zwei großen Befreiungen, die Befreiung der Sklaven und der Leibeigenen, und wer vollzieht sie? Allein die freie Humanität. Sieh, dieser Herr Sonnenkämpf lebt in einer ganz andern Welt als ich und doch war mein Leben. . . Ach, warte einen Augenblick, warte, ich kann jetzt nicht weiter sprechen."

Nach einer Weile begann Clodwig wieder:

„Kindererinnerung! Höre! . . . Ich sehe, wie ein kleines Kind, ganz klein, nur mit einem Hemdchen bekleidet, auf einem Polster auf dem Tische sitzt und meine Mutter hält mich und sie erzählt. . . ich meine, ich spüre noch den warmen Athem ihrer Worte, sie hat ihr Haupt an meine Brust gelegt und da sagt sie: Es war einmal ein Kind und das ging in den Wald, um Blumen zu suchen, und fand schöne rothe Blumen und sammelte sie, und dann fand es schöne blaue Blumen und da warf es die rothen weg und sammelte die blauen, und da fand es schöne gelbe und warf die blauen Blumen weg und sammelte die gelben, und es fand schöne weiße und da warf es die gelben weg und

sammelte die weißen; es kam vor den Wald und da war ein Bach und es warf die schönen weißen Blumen in den Bach und da hatte es gar nichts mehr in der Hand . . . Ist unser Leben nur ein Spiel mit Blumen?“

Er schien einzuschlummern; nach einer Weile richtete er sich wieder auf und sagte:

„Geh hinauf in das Zimmer, wo Du zuerst bei mir gewohnt; nimm Robert mit, bring mir die Büste der Victoria her.“

Erich ging mit dem Diener nach dem Erkerzimmer, er ließ die Büste der Victoria aufnehmen, die der Medusa, die ihr gegenüber gestanden, lag in Stücken auf dem Boden.

Er fragte Robert, wer sie zerbrochen. Robert wußte nichts davon.

Als Erich die Büste vor das Bett des Kranken in entsprechende Beleuchtung gestellt hatte, sagte Clodwig:

„Ja, so sah die Verstorbene aus . . . auch sie in besseren Stunden . . . Deine Mutter hat sie gekannt.“

Weiter sagte er nichts.

Nachdem er lange stumm auf die Büste geschaut, sagte er Erich, er möge auch den Banquier hereinrufen. Dieser kam; Clodwig streckte ihm die Hand entgegen und sagte:

„Es gehört auch Ihnen.“ Nachdem er mehrmals vor sich hingeknickt, fuhr er fort: „Ich sehe in die Welt hinaus. Der Imperialismus will sich festsetzen in Amerika . . . Und in der alten Welt . . . Um Rom sammeln sich die Cinen, aber um ein Anderes, es ist kein Mann, nur ein Gedanke, die Freiheit, da sammeln sich die

Anderen. Zwei große Fahnen sind aufgepflanzt und um diese Fahnen sammeln sich zwei Heere, unabsehbar. Auf der einen Fahne steht: Wir können nicht! Auf der andern: Wir wollen! Ein neuer Glaube, eine neue Erkenntniß wird kommen und die Welt wieder auffrischen. Die neue Religion wird die Menschen nicht loben, ihnen nicht schmeicheln; sie wird ihnen etwas zumuthen, von ihnen fordern, streng, scharf und hart gegen sie sein. Das allein hilft. Wir wandeln beständig auf einem Kirchhof, unser Leben ist todt. Nur eine Erneuerung durch eine große Idee, durch eine neue Religion . . . Kopf an Kopf sammeln sich die Menschen in zahllosen Haufen, sie wallen hin zu einem hohen Berge, um die Fahne aufzupflanzen. Ich sehe Dich, wie Du damals unter dem blühenden Apfelbaum standest . . . ein Bote. Du trägt die Fahne und darauf steht: Freie Arbeit! . . . Und nun schläfst wohl . . . gute Nacht . . .“

Er brach ab.

Ein glanzvolles Licht lag auf seinem Antlitze und blickte aus seinem Auge, er starrte in die Luft hinein, dann legte er den Kopf zurück und schloß die Augen, aber er tastete nach der Hand Erichs und hielt sie fest. Nach einer Weile ließ er sie los. Der Banquier zog sich zurück.

Erich saß vor dem Bette Clodwigs, der eingeschlafen war. Bella kam noch einmal und mit ihr Branden; er betete mit der barmherzigen Schwester für den Sterbenden; er that das ohne Scheu und Schaustellung, mit offenem Anstand.

Erich winkte Bella, recht ruhig zu sein; sie saß eine Weile still, dann ging sie mit Pranden davon.

Erich kämpfte mit Schlaf und Müdigkeit. Der Morgen brach herein und übergieß die Stube mit flammrothem Lichte. Erich beugte sich über Clodwig, er hörte keinen Athem mehr. Clodwig war in den Tod hinübergeschlummert . . .

Erich ließ Pranden rufen und übertrug es ihm, seine Schwester zu benachrichtigen; Pranden bestand darauf, daß man Bella schlafen lasse, bis sie von selbst erwache, sie bedürfe der Kraft. So stieg der Morgen immer höher; die barmherzige Schwester saß betend an dem Bette des Entschlummerten.

Ein Wagen fuhr in den Hof; der Leibarzt des Fürsten kam. Doctor Richard, der Leibarzt, Erich und der Banquier gingen nochmals zur Leiche. Erich warf noch einen Blick auf die Leiche des Freundes. Die Victoria, der Leiche gegenüber, schien schmerzlich drein zu schauen.

Doctor Richard berichtete kurz, an welchen Leiden Clodwig gestorben sei, eine Erkältung und eine Gemüthsbewegung hätten zusammen gewirkt. Die Männer traten in den Gartensaal, wohin Doctor Richard Wein bringen ließ.

„Trinken Sie,“ ermunterte er Erich, „es geht nicht anders; Sie verbrauchen jetzt viel, die Maschine muß mit Wein gefüttert werden.“

Erich trank, aber er trank eine Thräne mit dem Wein hinab.

Der Leibarzt sagte, daß nun wieder ein Ehrenmann

dahin gerast sei, in dessen Gedanken Jeder eine Erquickung gefunden habe; sein maßvolles und stetig sich vervollkommnendes Wesen, seine Ruhe und Milde, das feine Eigenschaften, wie sie nur einer dahinschwindenden Zeit angehören.

Doctor Richard saß in einem Lehnstuhl und rief:

„Er hatte das Glück oder das Unglück, alles Einzelne im Zusammenhang der Menschheit anzusehen, und da ist es freilich gleichgültig, ob dies Einzelne heute oder morgen geschehe, ob Du es thust oder ein Anderer. Er hätte Größeres bewirken, hätte umwälzend eingreifen können; aber das schien ihm zu herb und er sprach sich davon frei. Jedes Ereigniß, jede Erfahrung sollte ihm nur dazu dienen, sein schönes Naturell aufzubauen. Das ist ein kinderloses, thatenloses Dasein, dessen Mutter eine Philosophie war, die Alles begriff, Alles geschehen ließ, nur um es nachher in ein System zu bringen. Ich habe ihm das selbst so oft in seinem Leben vorgehalten, daß ich es nun auch nach seinem Tode darf. Ich glaube nicht, daß ich ein Tadler des Mannes war; von Allen in der weiten Welt, die von seinem Tode hören und darum trauern, hat ihn Niemand mehr verehrt als ich.“

Der Doctor fuhr mit dem Leibarzt davon, bald darauf auch Erich mit dem Banquier, denn Bella hatte gewünscht, daß man sie allein lasse.

Man schaute wehmüthig zurück nach dem Herrenhause, wo jetzt eine schwarze Fahne aufgezogen wurde.

Zwei Tage lang wurde Odowigs Leiche im großen Saal ausgestellt; er lag auf weißen Atlasstoffen, sein

Antlitz war friedlich. An seinem Sarge brannten Lichter und er war rings umgeben von Palmen und Blumen.

Aus der ganzen Gegend strömte Alles herzu.

Am dritten Tage geleiteten Erich, der Landrichter, der Banquier, der Major, viele angesehene Bürger aus der Stadt, dazu auch ein Abgesandter des Fürsten, und mehrere höhere Staatsbeamte die Leiche Clodwigs nach der Gruft auf Wolfsgarten.

Die Glocken klangen von Berg zu Thal, der letzte Wolfsgarten wurde beigelegt.

Sonnenkamp hatte ebenfalls zum Leichenbegängniß kommen wollen, er war auf dem Weg nach Wolfsgarten geritten, aber man sah ihn nicht unter den Leidtragenden.

Durch die offenen Fenster im Sterbezimmer Clodwigs drang feuchter Herbstnebel, auf der Stirne der Victoria sammelte er sich in Tropfen.

Lautlos, öde war es auf Wolfsgarten, auch Branken war abgereist.

Sechzehntes Capitel.

Bella saß in tief schwarzen Trauerkleidern in ihrem Zimmer. Sie hatte schwarze Bracelets an den Handgelenken, sie hatte so eben schwarze Handschuhe anprobirt und wieder abgezogen; jetzt legte sie die feinen Hände zusammen, und ihr Auge starrte ins Leere, ins Weite, ins große Nichts, und in ihr sprach es: Du

bist allein, Du warst stets allein, in Dir, in der Welt, eine einsame Natur, einsam als Frau . . .

In Gedanken ging sie in der Residenz von Haus zu Haus, sie wußte, wie man von ihr, von Clodwig spricht.

Man hatte ihr viel gehuldigt, wo aber war jetzt eine Menschenseele, die es zu ihr drängte?

Ich bin allein und will allein sein, wiederholte sie sich.

Sie hörte den Pendelschlag der Uhr und gedachte eines Wortes von Clodwig, er hatte einmal gesagt: Erinnern an die Vergangenheit und Wünschen für die Zukunft, das ist der Pendelschlag unseres Lebens . . . Das galt für ihn, für mich nicht! Ich stehe nicht zwischen Erinnern und Wünschen, ich will Gegenwart — Leben, brennendes Leben.

Sie stand auf, sie trat vor den Spiegel, ein Schmerz zuckte durch ihre Mienen, sie sah, daß sie nicht mehr so schlank war, wie früher, und schwarz macht doch schlank; sie erschien sich so klein. Weiter gingen ihre Gedanken: da er doch vor ihr sterben mußte, hätte er nicht Jahre früher sterben können, als Du noch schön warst? Und kühn das Haupt erhebend, sprach sie fast laut vor sich hin:

Ich frage nichts nach der Convenienz. Ich erlaube mir zu denken, was Andere erst nach einem Jahre denken. Ja, Du bist eine Wittve, der man nur noch aus Gnade einen Besuch macht, eine allein stehende Wittve. Ich kann nach der Residenz ziehen, ein Haus ausmachen . . . O göttergleiches Schicksal! Ich bin ein

Haus und werde Präsidentin der Suppenanstalt und ein auserwähltes Duzend Waisenmädchen in blauen Schürzen folgt meiner Leiche. Dafür kann man schon gelebt haben. Nein! Ich will nicht. Soll ich wieder durch die Länder reisen, an Landschaftsblicken, an Volksgetümmel, an Kunstwerken Selbstvergessen und eingeredete Freude haben, und dann in Gesellschaft conversiren, scherzen, musiciren? . . . Fürst Valerian ließe sich gewinnen. Aber in eine fremde Welt, und da wieder heucheln, menschenfreundlich sich freuen, daß russische Bauern innerlich frisiert werden? . . . Der Weincavalier wäre sehr bequem, duckt unter, jede Minute anbetend, zwar nur Manier, aber die Manier ist gut, gefällig und — gelogen ist doch Alles! Nein! Nein! Fort möchte ich, in Kampf, in Krieg, in Gefahr, in Noth; aber Leben, gewaltiges, Alles einsetzendes, das muß mir noch werden. Ich höhne die ganze Welt, ich schleudere ihr ins Antlitz, was sie von Ehre, was sie von humanitären Caprizios will . . .

Ein Reiter sprengte in den Hof. Es war Sonnenkamp. Was will er? . . .

Sonnenkamp wurde gemeldet.

„Ist willkommen.“

Er trat ein.

„Frau Gräfin, was Sie mir neu erweckt, bringe ich Ihnen zurück — Heldenmuth.“

„Heldenmuth! Was soll er mir? Ich bin in Verlassenheit, schwach.“

„Sie verlassen? Schwach? Sie haben in mir die Kraft angefaßt, der ganzen Welt zu trotzen; ich bin

wieder jung, ich bin wieder frisch. Jetzt in dieser bedeutamen Stunde komme ich zu Ihnen, zu Ihnen allein; Sie allein sind mir noch die Welt, Sie allein machen mir die Welt noch werth, und ich möchte Ihnen etwas sein, daß auch Ihnen die Welt wieder werth wäre.“

Bella stand starr und er fuhr fort:

„Schwingen Sie sich auf über diese Stunde, über dies Jahr, über dies Land, über alle Verhältnisse hinweg. Wenn es ein menschliches Wesen gibt, das das vermag, Sie sind es . . .“

Bella that die schwarzen Armspangen ab, sie schienen sie zu pressen, und Sonnenkamp fuhr fort:

„Bella, ich könnte sagen, ich entfliehe in die weite Welt, ich opfere, ich vernichte rücksichtslos Alles, ich stoße von mir Frau, Kinder, nur wenn Du mir folgst, wenn Du es wagst, Alles hinter Dich zu werfen, eine freie Natur zu sein. Das könnte ich sagen und es wäre wahr. Aber das darf Dich nicht bestimmen. Nicht mir sollst Du leben, Dir sollst Du leben. Bella! Ich sehe Deine Seele vor mir, in mir, ich spreche aus Dir, Du sagst wie ich: Ich stehe im Kampf mit der Welt, sie will Gemeinnützigkeit und ich — ich bin kein gemeinnütziges Wesen, bin keine Wohltätigkeitsanstalt. Andere würden Dich mit süßen Phrasen firren, betäuben, überreden; ich achte Dich zu hoch, Du hast den Muth, Du selbst zu sein.“

„Ich verstehe nicht. Was wollen Sie? Was wollen Sie für sich, was wollen Sie für mich?“

„Für mich? Was habe ich noch zu wollen? Eine

Kugel durchs Hirn. Nur ein Einziges gibt es, was mich retten kann.“

„Was ist das?“

„Du bist es. Um Dir das Große zu zeigen, um Dich groß zu sehen, möchte ich noch leben, kämpfen. Wenn es eine Bewunderung gibt, ein Beugen vor dem Erhabenen, vor dem die Welt besiegenden Genie, ich...“

Er machte eine Bewegung, einen Schritt vorwärts, Bella gewann das ruhige Wort und sagte:

„Setzen Sie sich.“

Er schien betroffen von diesem Wort, aber er setzte sich und fuhr fort:

„Ich weiß nicht, was Sie jetzt beginnen wollen... Doch nein, ich weiß, was Sie beginnen sollen. Sprechen Sie nicht, lassen Sie mich reden. Wenn ich mich in Ihnen geirrt habe, dann ist mein ganzes Leben, all mein Denken, mein Ringen, mein Kämpfen Wahnsinn und die salbungsvollen Verkünder hoher Phrasen haben Recht. Bella, Sie haben mir das große Wort gesagt: ein Mensch der entschlossenen That hat keine Familie, darf keine Familie haben. Das ist mein Leitstern. Ich habe keine Familie mehr, ich bin nichts auf der Welt, als ich selbst, und Sie... Sie sollen auch nichts auf der Welt sein, als Sie selbst, Sie waren nie Sie selbst, bis jetzt nicht, Sie können, Sie müssen es werden.“

„Ja, ich will! Sie schleudern all das Gerümpel weg, was mein Wesen verschüttet. Sprechen Sie weiter... was bringen Sie?“

„Ich habe hinter mich geworfen Alles, was in der

Welt noch bindet, Ihnen allein sage ich es . . . Dir allein; noch heut ziehe ich fort in die neue Welt. Dort gibt es eine neue Welt!"

Sonnenkamp stand rasch auf und faßte ihre Hand.
 „Bella, Sie sind ein großes Weib, eine zum Herrschen geborne Natur; ziehen Sie mit mir, Sie haben Muth.“

Bella durchzuckte es, ihr Auge wurde größer, sie öffnete den Mund, aber sie sprach nicht und Sonnenkamp fuhr fort:

„Ich weiß, daß Ihre Unabhängigkeit Ihnen über Alles geht, ich bin bereit, Ihnen jede Bürgschaft dieser Unabhängigkeit zu geben. Ziehen Sie mit mir, es gilt einen Thron aufzurichten. Diese Stirn ist geschaffen für eine Krone. Komm mit mir.“

Es war ein Gewaltiges in dem Tone Sonnenkamps, ein Hinreißendes und Bestrickendes.

Er faßte ihre Hand, sie entzog sich ihm nicht.

Hatte sie so lange mit Allen gespielt, daß sie nun überwältigt wurde? Eine Secunde zog es ihr wiederum durch den Sinn: es wird eine große Erinnerung sein, auch das erlebt, in der Hand gehabt und von sich gewiesen zu haben . . . Du darfst Dich nicht binden, nie, nirgends mehr. Aber unwillkürlich sagte sie:

„Sie denken groß und Sie denken groß von mir. Ich danke Ihnen. O Freund, wir sind erbärmliche schwache Geschöpfe. Zu spät! Zu spät! Warum kommt solcher Ruf zu spät? Vor zehn Jahren hatte ich noch die Kraft, da hätte es mich gelockt, da hätte ich Alles eingesetzt. Nur nicht dieses lahme, müßige, nichtige,

Antiquitäten grabende und framende, schönselige . . .
Nein, das wollte ich nicht sagen . . . Und doch . . . Sie
erkennen mich. Aber es kann nicht sein. Zu spät!"

"Zu spät?" rief Sonnenkamp und faßte ihre beiden
Hände. „Bella, Du hast mir gesagt, wäre ich in
Deiner Jugend gekommen, Du wärest mit mir in die
weite Welt gezogen. Bella . . . Wir sind jung, so
lange wir es sein wollen; Du bist jung und ich will
es sein. Sei muthig, sei Du selbst, sei Dein eigen.
Was sind siebenzig müßige, lahme Jahre? Ein einziges
Jahr, voll gelebt, ist mehr als Alles.“

Es trat eine längere Pause ein; man hörte nichts
als das Ticken der Uhr und aus dem Nebengemach das
Schreien des Papageis.

„Wann reisen Sie?“ fragte Bella.

„Heut Nacht mit dem Gilzuge.“

„Nein, zu Schiff. Geht kein Schiff mehr?“

„Doch; auch noch heute Nacht.“

„Ich komme mit. Aber jetzt geh . . . geh! Hier
meine Hand, ich komme mit.“

Sie saß still, sie legte die Hände zusammen, sie
schloß die Augen. Sonnenkamp faßte ihre Hand, er
hielt sie fest, er fühlte den Trauring an ihrem Finger
und leise zog er ihn ab.

„Was thun Sie?“ fuhr Bella plötzlich auf. Sie
sah Sonnenkamp starr an, sie sah den Ring in seiner
Hand.

„Lassen Sie mir das als Zeichen,“ bat er.

„Was soll's? Wir sind keine Menschen, die Szenen
machen. Geben Sie.“

Er gab den Ring zurück; sie steckte ihn nicht mehr an den Finger . . .

In der Nacht hielt das Dampfschiff beim Städtchen; es regnete und stürmte und die Maschine zischte und brumnte; da stand ein Mann an der Schiffslände, tief in seinen Mantel gehüllt, und an ihm vorüber ging eine verhüllte große Gestalt.

„Laß mich allein,“ sagte die Frau zu dem Manne, an ihm vorüberschreitend.

Das Landungsbrett wurde angelegt, die Frau ging hinüber, der Mann hinter ihr drein.

Das Brett wurde aufgezogen, das Schiff wendete und schwamm in Nacht und Unwetter hinein. Niemand war auf dem Verdeck, als die Beiden. Die Matrosen eilten, wieder in die Kajüte zu kommen. Der Steuermann im Regenmantel und mit dem Dreimaster auf dem Kopf drehte das Rad und pffif leise dazu.

Die große schwarze verhüllte Frauengestalt stand auf dem Deck des Dampfschiffes, das stromabwärts schöß; die Gestalt starrte lange in die Wellen und auf die Dörfer und Städte am Ufer, wo da und dort noch ein Licht durch die Scheiben blinkte und einen schnell verschlungenen Lichtstreif auf das Wasser warf. Ein Feuerregen aus dem Schlot, ein Strom von hellen Funken zog über die Gestalt hin . . .